

Von Leigh Bardugo sind bereits folgende Titel im Knaur Verlag erschienen:

- Das Lied der Krähen
- Das Gold der Krähen

Über die Autorin:

Leigh Bardugo wurde in Jerusalem geboren und wuchs in Los Angeles auf. Nach Stationen im Journalismus und im Marketing kam sie schließlich als Special-Effects-Designerin zum Film. Leigh lebt und schreibt in Hollywood. Ihr Roman »Das Lied der Krähen« stand in den USA ein Jahr lang auf der *New York Times*-Bestsellerliste und wurde in 35 Länder verkauft.

Leigh Bardugo

DIE SPRACHE DER
DORNEN

Mitternachtsgeschichten

Ins Deutsche übertragen
von Michelle Gyo

KNAUR 

*Für Gamynne -
The Babe with the Power*

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2017
unter dem Titel »The Language Of Thorns« bei Imprint.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.knaur.de

Facebook:

<https://www.facebook.com/KnaurFantasy/>

Instagram:

@KnaurFantasy



Deutsche Erstausgabe Oktober 2018

© 2017 Leigh Bardugo

© 2018 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit

Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Catherine Beck

Covergestaltung: Guter Punkt, München

nach einem Originaldesign von Natalie C. Sousa

Karte Seite 282, 283: ©Keith Thompson

Satz: Nadine Clemens, München

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-22679-7

2 4 5 3 1

Aus Semeni:

AYAMA UND DER DORNENWALD

6

Aus Rawka:

DER ZU KLUGE FUCHS

56

DIE HEXE VON DUWA

84

KLEINES MESSER

122

Aus Kerch:

DER SOLDATENPRINZ

148

Aus Fjerda:

ALS DAS WASSER DAS
FEUER ERSANG

196

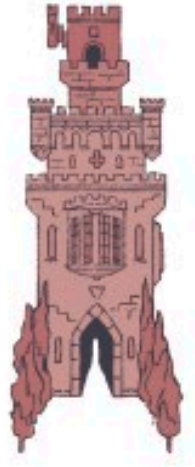
AYAMA
UND DER
DORNENWALD

IN DEM JAHR, IN DEM DER SOMMER ZU LANGE BLIEB, lag die Hitze schwer wie ein Leichnam auf der Prärie. Das hohe Gras verbrannte unter der unbarmherzigen Sonne, und die Tiere fielen tot auf den ausgedörrten Feldern um. In diesem Jahr waren nur die Fliegen glücklich, und Sorgen kamen über die Königin des westlichen Tales.

Wir alle kennen die Geschichte, wie die Königin zur Königin wurde, wie sie trotz ihrer zerlumpten Kleider und ihrer niederen Stellung mit ihrer Schönheit die Aufmerksamkeit des jungen Prinzen auf sich zog, wie sie zum Palast gebracht wurde, wo man sie in Gold kleidete und ihr Haar mit Juwelen schmückte und alle vor dem Mädchen niederknien mussten, das nur Tage zuvor noch eine Dienstmagd gewesen war.

Das war, bevor der Prinz zum König wurde, als er noch wild und verwegen war und jeden Nachmittag auf dem roten Pony jagte, das er selbst zugeritten hatte. Er fand Freude daran, seinen Vater zu reizen, indem er sich eine Bauernbraut aussuchte, statt um eines politischen Bündnisses willen zu heiraten, und da seine Mutter schon lange tot war, fehlte ihm eine kluge Beraterin. Die Menschen waren von seinen Possen amüsiert und bezaubert von seiner lieblichen Frau, und für eine Zeit war das junge Paar es zufrieden. Seine Frau gebar ein pausbäckiges Prinzelein, das fröhlich in seinem Bettchen gluckste und mit jedem Tag mehr geliebt wurde.

Doch dann starb der alte König in dem Jahr des schrecklichen Sommers. Man krönte den verwegenen Prinzen, und als seine Königin rund wurde mit dem zweiten Kind, blieb der Regen aus. Der Fluss verbrannte und ließ eine ausgetrocknete Felsader zurück. Die Quellen füllten sich mit Staub.



Jeden Tag ging die schwangere Königin auf den Zinnen oben auf der Burg spazieren und betete, dass ihr Kind weise und stark und schön würde, doch am innigsten betete sie, dass ein freundlicher Wind ihre Haut kühlte und ihr etwas Erleichterung verschaffte.

In der Nacht, in der ihr zweiter Sohn geboren wurde, stieg der Vollmond braun wie alter Grind am Himmel auf. Präriewölfe umringten den Palast, heulten und kratzten an den Mauern und rissen dem Wächter, den man schickte, sie zu vertreiben, die Innereien heraus. Ihr wildes Geheul übertönte die Schreie der Königin, als diese auf die Kreatur herabsah, die kreischend aus ihrem Schoß geglitten war. Dieser kleine Prinz hatte zwar annähernd die Gestalt eines Jungen, doch sah er mehr wie ein Wolf aus, der Körper von glänzendem schwarzem Fell bedeckt vom Scheitel bis zu den Füßen, an denen Krallen saßen. Seine Augen waren rot wie Blut, und die Stummel zweier knospender Hörner ragten aus seinem Kopf hervor.

Der König wollte keinen Präzedenzfall schaffen, indem er begann, Prinzen zu töten, doch eine solche Kreatur konnte man nicht im Palast aufziehen. Also wandte er sich an seine klügsten Berater und besten Ingenieure, die ein weites Labyrinth unter dem königlichen Anwesen erbauen ließen. Es erstreckte sich über viele Meilen, bis hinab zum Marktplatz, und schlängelte sich dabei immer und immer wieder hin und her. Es dauerte Jahre, bis das Labyrinth vollendet war, und die Hälfte der Arbeiter, die man mit seiner Erbauung betraute, verlor sich in seinen Mauern, und man hörte niemals wieder von ihnen. Als es fertig war, nahm der König seinen mons-



trösen Sohn aus dem Käfig in der königlichen Kinderstube und ließ ihn in das Labyrinth bringen, damit er seine Mutter und das Königreich nicht mehr plagte.

In dem Sommer, in dem das Biest geboren wurde, kam ein weiteres Kind zur Welt. Kima wurde in eine sehr viel ärmere Familie geboren, eine, die kaum genug Land besaß, um sich davon zu ernähren. Doch als dieses Kind seinen ersten Atemzug tat, da schrie es nicht, sondern es sang, und in diesem Moment öffnete sich der Himmel, und der Regen fiel, und die lange Dürre war endlich vorbei.

Die Welt ergrünte an diesem Tag, und man sagte, dass, wo auch immer Kima ging, man den süßen Duft von neuem Leben roch. Sie war groß und schlank wie eine junge Linde, und sie bewegte sich mit einer Anmut, die beinahe beunruhigend war – als ob sie jederzeit davongebblasen werden könnte, so leichtfüßig war sie. Sie hatte glatte Haut, die braun leuchtete wie die Berge in der honigsüßen Stunde, bevor die Sonne unterging, und sie trug ihr Haar offen – eine schwere Gloriole aus schwarzen Locken, die ihr Gesicht umrahmten wie eine Blume, die erblühte.

Niemand in der Stadt konnte bestreiten, dass Kimas Eltern gesegnet worden waren mit ihrer Geburt, denn sie war gewiss dazu bestimmt, einen reichen Mann zu heiraten – vielleicht sogar einen Prinzen – und ihnen so Glück zu bringen. Doch dann, kaum ein Jahr später, kam ihre zweite Tochter auf die Welt, und die Götter lachten. Denn als dieses neue Kind aufwuchs, wurde bald deutlich, dass ihm all die Gaben fehlten, die Kima in solchem Überfluss besaß. Ayama war unge-

schickt und ließ häufig Dinge fallen. Ihr Körper war robust und plattfüßig, klein und rund wie ein Bierkrug. Kimas Stimme war sanft und so beruhigend wie der Regen, während das grelle Licht der Mittagsstunde einen zu blenden schien, sodass man zusammenzuckte und sich abwandte, wenn Ayama sprach. Vor Scham baten Ayamas Eltern ihre zweite Tochter, weniger zu sprechen. Sie behielten sie drinnen, beschäftigten sie mit Hausarbeiten und erlaubten ihr den langen Gang zum Fluss und zurück nur, um die Kleider zu waschen.

Damit Kimas Ruhe ungestört blieb, richteten die Eltern auf den warmen Steinen der Herdstelle in der Küche ein Lager für Ayama her. Ihre Zöpfe wurden unordentlich, und ihre Haut sog die Asche auf. Bald war sie weniger braun als grau, und sie schlich scheu von Schatten zu Schatten, immer in der Sorge, Anstoß zu erregen, und mit der Zeit vergaßen die Menschen, dass es zwei Töchter im Haus gab, und man hielt Ayama für eine Dienstmagd.

Kima versuchte oft, mit ihrer Schwester zu reden, doch man bereitete sie darauf vor, die Braut eines reichen Mannes zu werden, und sobald sie sich Ayama in der Küche näherte, rief man sie fort zur Schule oder zu ihren Tanzstunden. Am Tag arbeitete Ayama schweigend, und in der Nacht schlich sie an Kimas Bett, hielt ihrer Schwester Hand, lauschte ihrer Großmutter, die Geschichten erzählte, und ließ sich vom Knarzen von Ma Zils uralter Stimme einlullen. Waren die Kerzen niedrig gebrannt, stocherte Ma Zil mit ihrem Stock nach Ayama und sagte ihr, dass sie zurück an das Herdfeuer gehen sollte, bevor ihre Eltern erwachten und merkten, dass sie ihre Schwester störte.



So ging es eine lange Zeit. Ayama plagte sich in der Küche, Kima wurde immer schöner, die Königin zog ihren menschlichen Sohn im Palast an der Klippe auf und tat ihm spät in der Nacht Wolle in die Ohren, wenn das Heulen seines jüngeren Bruders tief unter ihnen zu hören war. Der König führte einen scheiternden Krieg im Osten. Die Menschen murrten, als er ihnen neue Steuern auferlegte oder ihnen die Söhne nahm, damit sie Soldaten wurden. Sie beschwerten sich über das Wetter. Sie hofften auf Regen.

Dann, an einem klaren und sonnigen Morgen, erwachte die Stadt vom Grollen des Donners. Nicht eine Wolke war am Himmel zu sehen, doch das Geräusch ließ die Dachziegel beben, und ein alter Mann torkelte in einen Graben, wo er zwei Stunden ausharrte, bevor ihn seine Söhne herausfischten. Da wusste man bereits, dass kein Sturm den schrecklichen Lärm verursacht hatte. Das Biest war aus dem Labyrinth entkommen, und sein Brüllen war von den Talwänden widergehallt und hatte die Berge beben lassen.

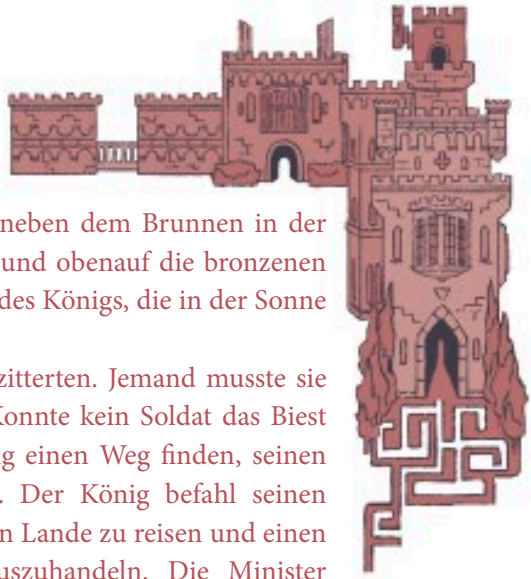
Jetzt hörten die Menschen auf, sich wegen der Steuern und der Ernten und dem Krieg zu sorgen, und sie sorgten sich stattdessen, dass es sie aus den Betten holen und fressen würde. Sie verriegelten die Türen und schärfen die Messer. Sie behielten ihre Kinder drinnen und ließen ihre Laternen die ganze Nacht lang brennen.

Doch niemand kann für immer in Angst leben, und als die Tage ohne Zwischenfälle vergingen, begannen die Menschen sich zu fragen, ob das Biest ihnen vielleicht einen Gefallen getan und ein anderes Tal gefunden hatte, um dieses zu terrorisieren. Dann ritt Bolan Bedi los, um sich um seine Herden

zu kümmern, und er fand sein Vieh abgeschlachtet im Gras auf den westlichen Feldern, die rot von Blut getränkt waren – und er war nicht der Einzige. Die Nachricht von dem Gemetzel verbreitete sich, und Ayamas Vater ging ebenfalls hinaus zu den weit entfernt liegenden Weiden. Er kehrte zurück und erzählte schaurige Geschichten, von neugeborenen Kälbchen, denen der Kopf abgerissen worden war, und Schafen, von der Kehle bis zur Leiste aufgeschlitzt, deren Wolle die Farbe von Rost hatte. Nur das Biest konnte eine solche Zerstörung in einer einzigen Nacht angerichtet haben.

Die Menschen des westlichen Tales hatten ihren König nie für einen Helden gehalten wegen seiner Kriege, die er verlor, seiner Bauernbraut und seinem Gefallen an Annehmlichkeiten. Doch als er jetzt das Kommando übernahm und schwor, das Tal zu beschützen und sich ein für alle Mal um seinen monströsen Sohn zu kümmern, da waren sie voller Stolz. Der König versammelte eine große Jagdgesellschaft, die in die wilden Lande reiste, in denen das Biest laut den Ratgebern vermutlich Zuflucht gesucht hatte, und seiner eigenen königlichen Garde befahl er, als Eskorte zu dienen. Die Hauptstraße marschierten sie hinab, einhundert Soldaten, die mit ihren Stiefeln den Staub aufwirbelten, angeführt von ihrem Hauptmann, dessen bronzefarbenen Handschuhe in der Sonne glänzten. Ayama stand hinter dem Küchenfenster und sah ihnen zu, als sie vorbeizogen, und sie bewunderte ihren Mut.

Am nächsten Morgen, als die Dorfbewohner zum Marktplatz kamen, um den Handel aufzunehmen, bot sich ihnen ein grauenhafter Anblick: Die Knochen von einhundert



Männern waren wie Treibholz neben dem Brunnen in der Mitte des Platzes aufgetürmt – und obenauf die bronzenen Handschuhe des Hauptmannes des Königs, die in der Sonne glänzten.

Die Menschen weinten und zitterten. Jemand musste sie und ihre Herden beschützen. Konnte kein Soldat das Biest erschlagen, so musste der König einen Weg finden, seinen jüngeren Sohn zu besänftigen. Der König befahl seinen klügsten Ministern, in die wilden Lande zu reisen und einen Frieden mit dem Monster auszuhandeln. Die Minister stimmten zu, gingen, ihre Taschen zu packen, und rannten dann so schnell sie konnten aus dem Tal und wurden niemals mehr gesehen. Der König konnte keinen finden, der mutig genug war, in die wilden Lande zu reisen und in seinem Namen zu verhandeln. In seiner Verzweiflung bot er jedem drei Truhen Gold und dreißig Ballen Seide, der mutig genug war, als sein Gesandter zu dienen, und in dieser Nacht wurde viel geredet in den Häusern des Tales.

»Wir sollten diesen Ort verlassen«, sagte Ayamas Vater, als sich seine Familie zum abendlichen Mahl versammelte. »Habt ihr die Knochen gesehen? Wenn der König keinen Weg findet, das Monster zu beschwichtigen, wird es ohne Zweifel hierherkommen und uns alle verschlingen.«

Ayamas Mutter stimmte ihm zu. »Wir werden nach Osten reisen und uns ein neues Heim an der Küste schaffen.«

Ma Zil saß auf ihrem niedrigen Hocker am Feuer und kaute auf einem Blatt Jurda. Die alte Großmutter verspürte nicht den Wunsch, eine so lange Reise zu machen. »Schickt Ayama«, sagte sie und spuckte ins Feuer.

Lange herrschte Schweigen, während die Flammen zischten und knisterten. Trotz der Hitze vom Kochfeuer, an dem Ayama stand und die Hirse röstete, erschauerte Ayama.

Fast als wäre es ihre Aufgabe, dem zu widersprechen, sagte Ayamas Mutter: »Nein, nein. Ayama ist ein schwieriges Mädchen, aber nichtsdestotrotz ist sie meine Tochter. Wir werden ans Meer gehen.«

»Außerdem«, sagte ihr Vater, »sieh dir nur ihren schmutzigen Kittel an und die unordentlichen Zöpfe. Wer würde glauben, dass Ayama ein königlicher Gesandter sein könnte? Das Biest würde sie aus den wilden Landen verlachen.«

Ayama wusste nicht, ob Monster lachen konnten, doch sie hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, denn Ma Zil spuckte erneut ins Feuer.

»Er ist ein Biest«, sagte die alte Frau. »Was weiß er schon von feinen Kleidern oder hübschen Gesichtern? Ayama wird des Königs Gesandte sein. Wir werden reich, und Kima wird sich einen besseren Ehemann suchen können, um für uns alle zu sorgen.«

»Doch was, wenn das Biest sie frisst?«, fragte die freundliche Kima mit Tränen in den lieblichen Augen.

Ayama war ihrer Schwester dankbar, denn obwohl sie verzweifelt dem Plan ihrer Großmutter widersprechen wollte, so hatten ihre Eltern ihr doch so lange beigebracht, den Mund zu halten, dass ihr das Sprechen nicht leichtfiel.

Ma Zil wischte Kimas Worte mit einer Geste beiseite. »Dann singen wir ihr ein Knochenlied, und wir werden dennoch reich sein.«

Ayamas Eltern sagten nichts, doch sie erwiderten ih-





ren Blick nicht, und ihre Gedanken wandten sich bereits den Truhen königlichen Goldes zu.

In dieser Nacht wälzte sich Ayama unruhig auf den harten Steinen des Herdes und konnte aus Angst nicht schlafen, als Ma Zil zu ihr kam und eine schwielige Hand an ihre Wange legte.

»Mach dir keine Gedanken«, sagte sie. »Ich weiß, dass du Angst hast, doch nachdem du des Königs Belohnung verdient hast, wirst du eigene Diener haben. Du wirst niemals mehr einen Boden schrubben oder einen Eintopf aus einem alten Topf kratzen müssen. Du wirst blaue Sommerseide tragen und weiße Nektarinen essen und in einem richtigen Bett schlafen.«

Ayamas Stirn war immer noch vor Sorge gefurcht, und so sagte ihre Großmutter: »Komm schon, Ayama. Du weißt, wie die Geschichten gehen. Die spannenden Dinge widerfahren nur den hübschen Mädchen; du wirst bei Sonnenuntergang wieder zu Hause sein.«

Dieser Gedanke tröstete Ayama, und als Ma Zil ihr ein Schlaflied sang, träumte sie und schnarchte laut – denn im Schlaf konnte niemand ihre Stimme zum Schweigen bringen.

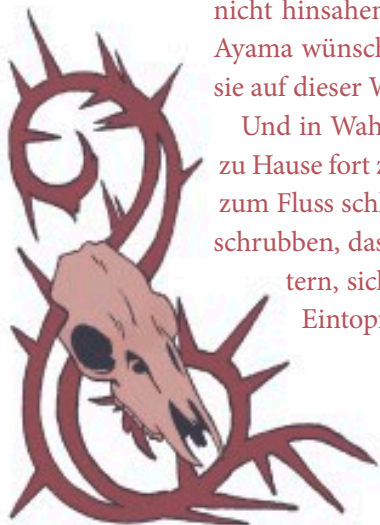
Ayamas Vater schickte eine Botschaft zum König, und obwohl viel darüber gespottet wurde, dass ein solches Mädchen die Aufgabe übernehmen sollte, so hatte der König doch als einzige Bedingung an seinen Boten, dass er Mut hätte. Also wurde Ayama des Königs Gesandte, und man hieß sie, in die wilden Lande zu reisen, das Biest zu finden und seine Forderungen anzuhören.

Ayamas Haar wurde geölt und frisch geflochten. Sie bekam eines von Kimas Kleidern, das ihr überall zu eng war und kürzer gemacht werden musste, damit es nicht durch den Staub schleifte. Ma Zil band eine himmelblaue Schürze um die Taille ihrer Enkeltochter und setzte ihr einen großen Hut mit einem Band aus rotem Mohn auf den Kopf. Ayama steckte eine kleine Axt, die sie zum Holzhacken benutzte, in die Tasche ihrer Schürze, zusammen mit einem trockenen Einsiedlerkuchen und einem Kupferbecher zum Trinken – falls sie so viel Glück hätte, Wasser zu finden.

Die Dorfleute jammerten und tupften sich die Augen und sagten Ayamas Eltern, wie tapfer sie doch wären, und sie bestaunten, wie fein Kima aussah trotz ihrer tränenbefleckten Wangen. Dann kümmerten sie sich wieder um ihre Angelegenheiten, und Ayama ging davon in die wilden Lande.

Man kann wohl sagen, dass Ayama ein wenig niedergeschlagen war. Wie sollte sie das auch nicht, wo doch ihre Familie sie aussandte, zu sterben für ein wenig Gold und eine gute Ehe für ihre Schwester? Doch sie liebte Kima, die Ayama kleine Stückchen Honigwaben zusteckte, wenn ihre Eltern nicht hinsahen, und die ihr die neuesten Tänze beibrachte. Ayama wünschte sich, dass ihre Schwester alles bekam, was sie auf dieser Welt wollte.

Und in Wahrheit tat es ihr sogar nicht allzu sehr leid, von zu Hause fort zu sein. Jemand anderes würde nun die Kleider zum Fluss schleppen müssen, um sie zu waschen, die Böden schrubben, das abendliche Mahl zubereiten, die Hühner füttern, sich um das Flickern kümmern und die Reste des Eintopfs aus dem Topf kratzen.





Nun, dachte sie, denn sie hatte gelernt, still zu sein, selbst wenn sie allein war. *Immerhin muss ich heute nicht arbeiten, und ich werde etwas Neues sehen, bevor ich sterbe.* Und obwohl die Sonne gnadenlos auf ihren Rücken herabbrannte, ließ allein dieser Gedanke sie mit fröhlicherem Schritt vorangehen.

Ihre Freude hielt nicht lange an. Die wilden Lande waren bloß vertrocknetes Gras und ödes Gestrüpp. Kein Insekt summte. Kein Schatten unterbrach das unerbittliche, grelle Licht. Schweiß durchnässte den Stoff von Ayamas zu engem Kleid, und ihre Füße fühlten sich in den Schuhen an wie aufgeheizte Backsteine. Sie erschauerte, als sie die ausgebleichten Knochen eines Pferdekadavers erblickte, doch nach einer weiteren Stunde freute sie sich über einen sauberen weißen Schädel oder die Knochen eines Brustkorbs, aufgefächert wie der Anfang eines geflochtenen Korbs. Sie zerrissen die Eintönigkeit und waren ein Zeichen dafür, dass etwas hier überlebt hatte, wenn auch nur für eine Weile.

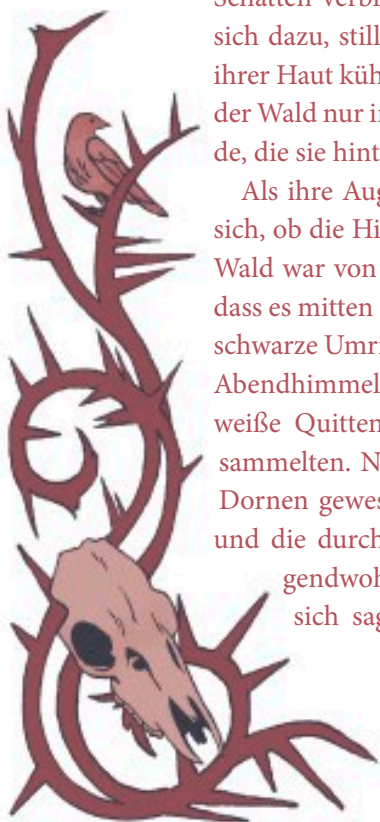
Vielleicht, so dachte sie, *falle ich einfach tot um, bevor ich das Biest finde, und dann habe ich überhaupt nichts zu befürchten.* Doch nach einiger Zeit sah sie eine schwarze Linie am Horizont, und als sie näher kam, erkannte sie, dass sie einen schattigen Wald erreicht hatte. Die Grauborkenbäume waren hoch, und das dornenbedeckte Gestrüpp dazwischen so dicht, dass Ayama nichts als Dunkelheit erkennen konnte. Sie wusste, dass sie hier den Sohn des Königs finden würde.

Ayama zögerte. Sie mochte nicht daran denken, was sie in dem Dornenwald erwartete. Ihr letzter Atemzug konnte nur Minuten entfernt sein. *Wenigstens wirst du ihn im Schatten*

tun, überlegte sie sich. *Und wirklich, ist denn der Wald so viel schlimmer als ein Garten, der von Stacheln überwuchert ist? Es ist vermutlich sehr trist dort drinnen, und es wird mich nur anöden.* Sie zog Ma Zils Versprechen um sich wie eine Rüstung, erinnerte sich daran, dass sie nicht für Abenteuer bestimmt war, und fand eine Lücke in den eisernen Schlingpflanzen, durch die sie schlüpfte und zischte, als die Dornen in ihre Arme stachen und ihre Hände aufrissen.

Mit zitternden Beinen durchschritt Ayama das Dickicht und ging in den Wald. Sie fand sich in Dunkelheit. Ihr Herz raste und klopfte, und sie wollte sich umdrehen und davonlaufen, doch sie hatte einen großen Teil ihres Lebens in den Schatten verbracht, und so kannte sie diese gut. Sie zwang sich dazu, still stehen zu bleiben, während der Schweiß auf ihrer Haut kühlte. Nach ein paar Minuten stellte sie fest, dass der Wald nur im Vergleich mit der Helligkeit der wilden Lande, die sie hinter sich zurückgelassen hatte, dunkel war.

Als ihre Augen sich daran gewöhnt hatten, fragte Ayama sich, ob die Hitze ihr vielleicht den Geist verwirrt hatte. Der Wald war von Sternen erhellt – obwohl sie sehr gut wusste, dass es mitten am Tag war. Die hohen Äste der Bäume waren schwarze Umrisse vor dem leuchtenden Blau des dämmerigen Abendhimmels, und überall, wo Ayama hinblickte, sah sie weiße Quittenblüten, die sich in den stacheligen Büschen sammelten. Nur Augenblicke zuvor war da noch nichts als Dornen gewesen. Sie hörte den süßen Ruf der Nachtvögel und die durchdringende Musik der Grillen – und von irgendwoher das Gemurmel von Wasser, auch wenn sie sich sagte, dass das unmöglich war. Das Licht der





Sterne fing sich auf jedem Blatt und Kiesel, sodass die Welt um sie herum silbern zu glühen schien. Sie wusste, dass sie wachsam bleiben musste, doch sie konnte nicht widerstehen, streifte die Schuhe ab und spürte den Boden kühl und moosig unter ihren schmerzenden Füßen.

Sie zwang sich, die Zuflucht des Dickichts hinter sich zu lassen und loszulaufen. Nach einer Weile kam sie an die Ufer eines Flusses, dessen Oberfläche so hell glänzte vom Sternenlicht, dass es aussah, als hätte jemand dem Mond die Rinde abgezogen wie einer Frucht und sie in glänzenden Bändern auf den Waldboden gebreitet. Ayama folgte dem gewundenen Pfad tiefer und tiefer in den Wald hinein, bis sie endlich eine stille Lichtung erreichte. Hier sprühten die Bäume vor Glühwürmchen, und der Himmel war so lila wie eine reife Pflaume. Sie hatte das Herz des Waldes erreicht.

Der Fluss speiste einen großen Teich, der von Farnen und glatten Steinen gesäumt war, und als Ayama das klare, süße Wasser sah, musste sie einfach darauf zulaufen und sich niederknien. Die Mohnblumen auf ihrem Hut waren längst verwelkt, und ihre Kehle war so trocken wie alte Getreidespelzen. Sie zog den kleinen Kupferbecher aus der Schürze und tauchte ihn ins Wasser, doch als sie ihn an die Lippen führen wollte, um zu trinken, hörte sie ein donnerndes Grollen und spürte, wie ihr der Becher aus der Hand geschlagen wurde. Er segelte über die Lichtung, und Ayama stürzte beinahe kopfüber in den Teich.

»Dummes Mädchen!«, sagte eine Stimme, die wie eine Lawine grollend von dem Berg widerhallte. »Willst du zum Monster werden?«

Ayama duckte sich ins Gras, die Hände auf den Mund gepresst, um den Schrei zurückzuhalten, der ihr zu entgleiten drohte. Sie spürte mehr, als dass sie sah, wie die gewaltige Gestalt des Monsters in der Dunkelheit hin und her schlich.

»Antworte mir«, forderte er.

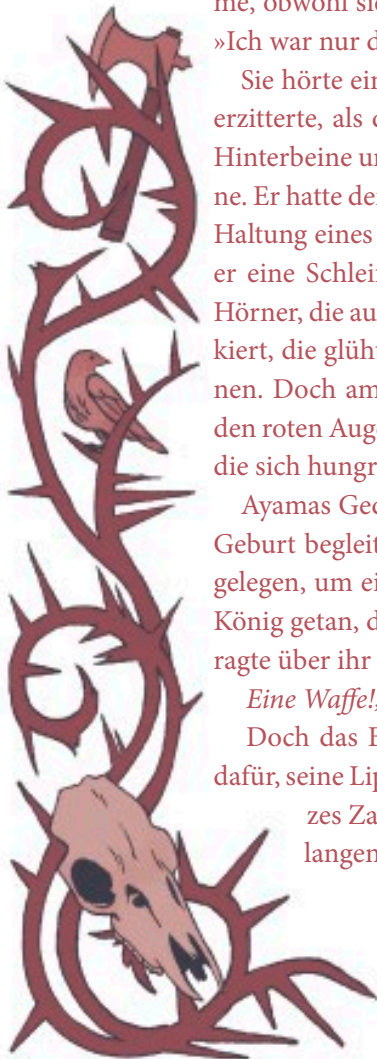
Ayama schüttelte den Kopf und fand irgendwie ihre Stimme, obwohl sie in ihren Ohren so brüchig wie Kreide klang. »Ich war nur durstig«, sagte sie.

Sie hörte ein scharfes Knurren und spürte, wie der Boden erzitterte, als das Biest auf sie zukam. Er stellte sich auf die Hinterbeine und ragte hoch über ihr auf, verdrängte die Sterne. Er hatte den Körper eines schwarzen Wolfes und doch die Haltung eines Menschen. Um das dicke Fell am Kragen trug er eine Schleife aus Gold mit Rubinen, und die gedrehten Hörner, die aus seinem Kopf wuchsen, waren mit Rillen markiert, die glühten, als erhellte ein geheimes Feuer sie von innen. Doch am furchterregendsten waren seine schimmernenden roten Augen und die Schnauze mit den scharfen Zähnen, die sich hungrig vorreckte.

Ayamas Gedanken füllten sich mit dem Gerede, das seine Geburt begleitet hatte. Bei welchem Biest hatte die Königin gelegen, um ein solches Monster zu schaffen? Was hatte der König getan, dass ihn ein solcher Fluch ereilte? Das Monster ragte über ihr auf wie ein Bär, der bereit war, zuzuschlagen.

Eine Waffe!, dachte sie und zog die Axt aus ihrer Schürze.

Doch das Biest lächelte nur – es gab kein anderes Wort dafür, seine Lippen zogen sich zurück und enthüllten schwarzes Zahnfleisch und die schrecklichen Spitzen seiner langen Zähne.





»Schlag zu«, forderte er sie heraus. »Hack mich in Stücke.«

Bevor Ayama auch nur darüber nachdenken konnte, der Aufforderung nachzukommen, riss er ihr mit einer Pfote mit großen Klauen die Axt aus den Händen und zog sich die Klinge über die Brust. Sie hinterließ kein Mal. »Keine Klinge kann meine Haut durchdringen. Glaubst du, mein Vater hätte das nicht versucht?«

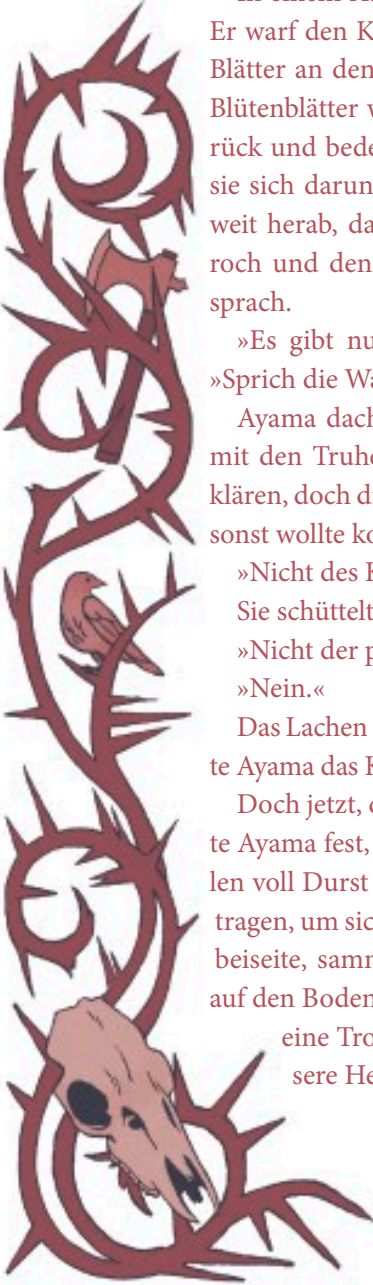
Das Monster senkte den riesigen Kopf und schnüffelte ausgiebig an Ayamas Hals, dann schnaubte es. »Er schickt eine Bäuerin, bedeckt mit Asche und dem Gestank nach Küchenfeuer. Du taugst nicht einmal zum Essen. Vielleicht werde ich dich häuten und den anderen Tieren des Dornenwaldes vorwerfen, um sie mit dieser Beleidigung herauszufordern.«

Ayama hatte sich daran gewöhnt, beleidigt zu werden, so sehr, dass sie es kaum noch bemerkte. Doch sie war elend müde und elend wund und so verängstigt, dass sogar die Knochen in ihrem Leib zitterten. Vielleicht war das der Grund, der sie aufstehen, den Mund öffnen und mit der durchdringenden Stimme, die ihre Eltern so quälte, bitter verkünden ließ: »So viel zu dem furchterregenden Biest. Seine schwachen Zähne brauchen wohl weiche Fräulein.«

Ayama wollte die Worte zurückholen, doch das Biest lachte nur, und dieser so menschliche Laut, der aus dem so monströsen Körper drang, sorgte dafür, dass sich die Haare auf Ayamas Armen sträubten.

»Du bist so dornig wie der Wald«, sagte er. »Sag mir, warum befiehlt der König einer stummeligen kleinen Dienstmagd, mich zu belästigen?«

»Der König wählte mich, damit ...«



In einem Atemzug verschwand die Heiterkeit des Biestes. Er warf den Kopf zurück und heulte auf, der Klang ließ die Blätter an den Bäumen zittern, und weiße und rosafarbene Blütenblätter wirbelten von den Ästen. Ayama stolperte zurück und bedeckte den Kopf mit den Armen, so als könnte sie sich darunter verstecken. Doch das Biest beugte sich so weit herab, dass sie den seltsamen Tiergeruch seines Felles roch und den warmen Schwall seines Atems spürte, als er sprach.

»Es gibt nur eine Regel in meinem Wald«, knurrte er. »Sprich die Wahrheit.«

Ayama dachte daran, ihm ihre Familie und das Angebot mit den Truhen voll Gold und die Ballen mit Seide zu erklären, doch die Wahrheit war noch viel einfacher. »Niemand sonst wollte kommen.«

»Nicht des Königs mutige Soldaten?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Nicht der perfekte Menschenprinz?«, fragte er.

»Nein.«

Das Lachen des Biestes erklang erneut, und es war, als könnte Ayama das Knirschen von Knochen in seinem Echo hören.

Doch jetzt, da sie ihre Stimme wiedergefunden hatte, stellte Ayama fest, dass sie sie gern benutzte. Sie hatte nicht Meilen voll Durst und Langeweile und Blasen an den Füßen ertragen, um sich auslachen zu lassen. Also schob sie die Angst beiseite, sammelte ihren Mut, stellte ihre platten Füße fest auf den Boden und schmetterte klar und durchdringend wie eine Trompete: »Man sandte mich, dich zu bitten, unsere Herden nicht mehr abzuschlachten.«



Das Biest hörte auf zu lachen. »Warum sollte ich das tun?«

»Weil wir hungrig sind!«

»Was kümmert mich euer Hunger?«, knurrte er und lief auf der Lichtung hin und her. »Habt ihr euch um meinen schmerzenden Bauch geschert, als ich ein Kind war, das man allein in einem Labyrinth gelassen hatte? Hast du da diese laute Stimme dazu benutzt, den König um Gnade zu bitten, kleine Botin?«

Ayama wickelte die Bänder ihrer Schürze um die Finger. Sie war zu dieser Zeit selbst nur ein Kind gewesen, doch es stimmte, sie hatte nie gehört, dass ihre Eltern oder ein anderer Bewohner des Tales ein mitfühlendes Wort für das Biest übriggehabt hätten.

»Nein«, sagte das Monster und beantwortete so seine eigene Frage. »Das hast du nicht. Soll der gute König euch mit seinen königlichen Herden füttern, wenn er sich so um seine Leute sorgt.«

Es war möglich, dass der König genau das tun sollte, doch es war nicht an Ayama, das zu sagen. »Ich wurde gesandt, um mit dir zu verhandeln.«

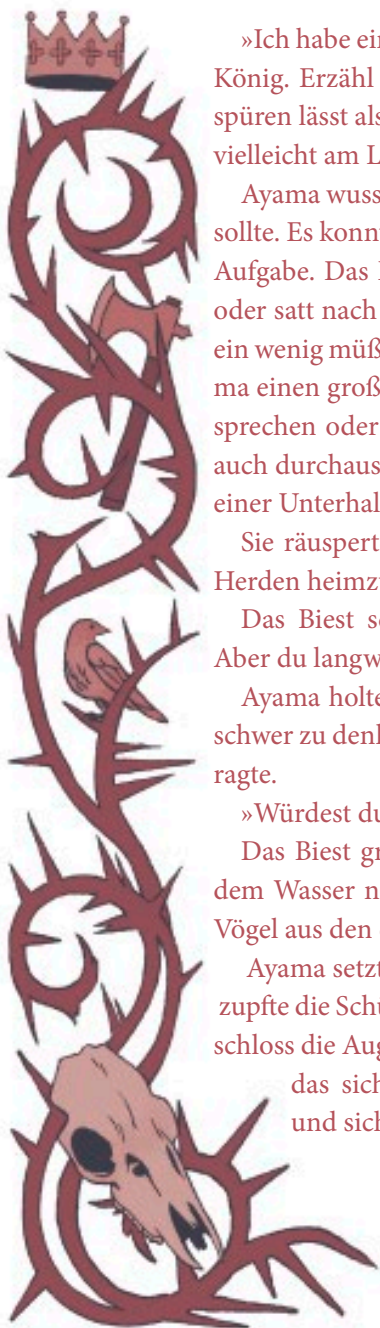
»Der König hat nichts, das ich will.«

»Dann möchtest du deine Gnade vielleicht aus freien Stücken geben.«

»Mein Vater lehrte mich keine Gnade.«

»Und kannst du sie nicht lernen?«

Das Biest hielt in seinem Herumstreifen inne und wandte sich sehr langsam zu Ayama um, die ihr Bestes tat, nicht zu zittern, selbst als der Blick seiner blutroten Augen sich auf sie richtete. Sein Lächeln war listig.



»Ich habe ein Angebot für dich, kleine Botin, nicht für den König. Erzähl mir eine Geschichte, die mich etwas anderes spüren lässt als Wut, und wenn du das schaffst, lasse ich dich vielleicht am Leben.«

Ayama wusste nicht, was sie mit diesem Angebot anfangen sollte. Es konnte ein Trick sein oder einfach eine unmögliche Aufgabe. Das Biest war vielleicht in großzügiger Stimmung oder satt nach seinem letzten Mahl, und nun suchte es nach ein wenig müßiger Unterhaltung. Dann wiederum hatte Ayama einen großen Teil ihres Lebens damit verbracht, nicht zu sprechen oder angesprochen zu werden. Sie dachte, dass es auch durchaus möglich war, dass sich das Biest einfach nach einer Unterhaltung sehnte.

Sie räusperte sich. »Und du wirst dann aufhören, unsere Herden heimzusuchen?«

Das Biest schnaubte. »Wenn du mich nicht langweilst. Aber du langweilst mich bereits.«

Ayama holte tief Luft, um sich zu beruhigen. Es war sehr schwer zu denken, während eine solche Kreatur über ihr aufragte.

»Würdest du dich hinsetzen?«, bat sie.

Das Biest grollte, doch es gehorchte und ließ sich neben dem Wasser nieder, und der dumpfe Aufprall schreckte die Vögel aus den dunklen Bäumen auf.

Ayama setzte sich ein gutes Stück entfernt auf den Boden, zupfte die Schürze zurecht und zog die Schuhe wieder an. Sie schloss die Augen, um den Anblick des Biestes auszusperrern, das sich neben dem Wasser zusammengerollt hatte und sich bereits die Lippen leckte.



»Du schindest Zeit«, sagte er.

»Ich will nur sichergehen, dass ich die Geschichte richtig erzähle.«

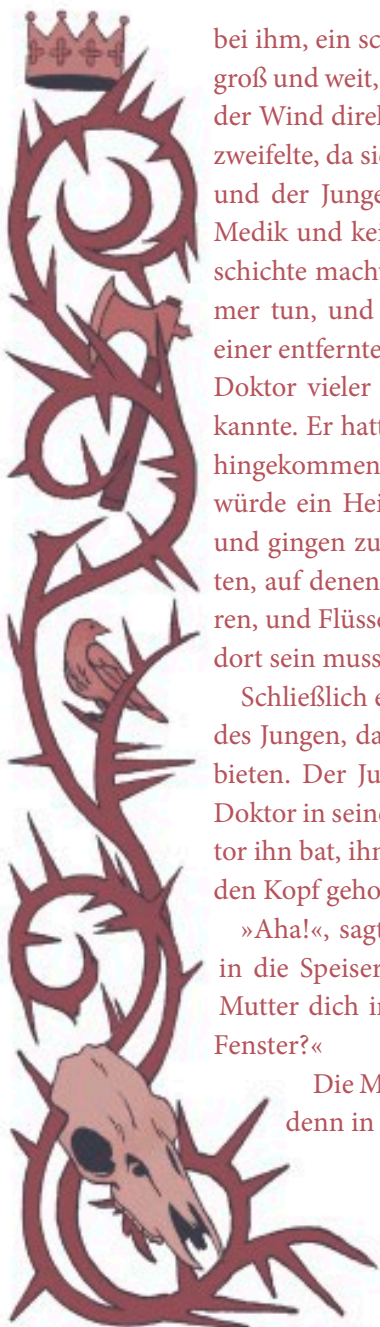
Er lachte ein leises, hässliches Lachen. »Sprich die Wahrheit, kleine Botin.«

Ayama zitterte, denn sie war nicht sicher, welche von Ma Zils Geschichten wahr waren und welche falsch. Außerdem machte es ihr die Aussicht auf den Tod schwer, überhaupt irgendetwas zu denken. Doch nur, weil sonst niemand Ayama zuhörte, bedeutete es nicht, dass sie nichts zu sagen hatte. Tatsächlich hatte sie viel zu sagen. Und wenn es wahr war, dass es dem Biest gefiel, wenn man mit ihm sprach, dann war es vielleicht auch wahr, dass es Ayama gefiel, wenn man ihr zuhörte.

DIE ERSTE GESCHICHTE

»Es war einmal ein Junge, der aß und aß, doch er wurde nicht satt. Er verschlang ganze Gänsescharen, ohne sie vorher von den Federn zu befreien. Er trank ganze Seen, schluckte alle Fische darin und spie nur die Steine aus. Er füllte sich den Mund mit einem Dutzend Eier in einem einzigen Bissen, dann briet er eintausend Rinderköpfe auf eintausend Spießen und aß einen nach dem anderen auf und hielt nur inne, um ein kurzes Nickerchen zu machen. Und doch erwachte er mit einem hungrigen Grollen in seinem Magen. Er verschlang ganze Mais- und Getreidefelder, und doch war er so ausgehungert wie zu Beginn, wenn er die letzte Reihe erreichte.

Dieser Hunger machte ihn ganz elend, denn er war immer



bei ihm, ein schreckliches Loch, und manchmal schien es so groß und weit, dass er hätte schwören können, zu spüren, wie der Wind direkt durch ihn hindurchblies. Seine Familie verzweifelte, da sie es sich nicht leisten konnte, ihn zu ernähren, und der Junge sehnte sich nach einer Heilung, doch kein Medik und kein Zowa-Heiler konnte ihm helfen. Seine Geschichte machte die Runde, wie solche Geschichten das immer tun, und schließlich hörte sie ein junges Mädchen in einer entfernten Stadt. Sie ging sofort zu ihrem Vater, der ein Doktor vieler Künste war und der weiseste Mann, den sie kannte. Er hatte die gesamte Welt bereist und überall, wo er hingekommen war, Geheimnisse gesammelt. Sie wusste, er würde ein Heilmittel finden, also packten sie ihre Taschen und gingen zu dem Dorf des Jungen. Als sie Felder erblickten, auf denen die Halme bis auf die Wurzeln abgenagt waren, und Flüsse ohne Fische, da wussten sie, dass sie beinahe dort sein mussten.

Schließlich erreichten sie das Dorf und sagten der Familie des Jungen, dass sie gekommen waren, um ihre Hilfe anzubieten. Der Junge hatte kaum Hoffnung, doch er ließ den Doktor in seine Augen und Ohren schauen, und als der Doktor ihn bat, ihm in den Hals sehen zu dürfen, legte der Junge den Kopf gehorsam zurück.

»Aha!«, sagte der weise Doktor, nachdem er einen Blick in die Speiseröhre des Jungen geworfen hatte. »Als deine Mutter dich in ihrem Leib trug, schlief sie da bei offenem Fenster?«

Die Mutter des Jungen sagte, dass sie das getan hatte, denn in dem Jahr war der Sommer sehr heiß gewesen.



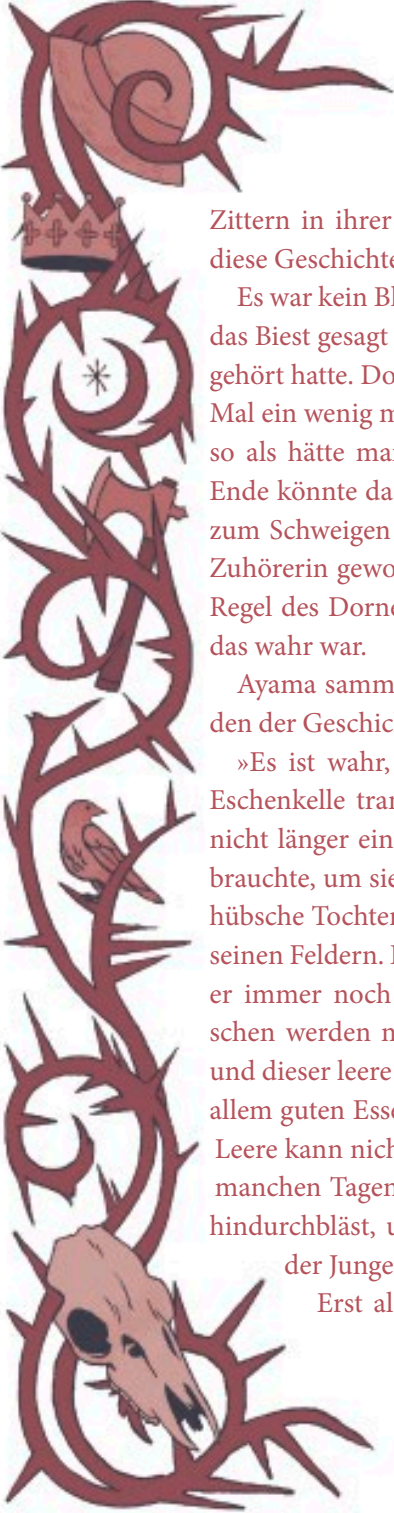
»Nun denn«, sagte der Doktor, »dann ist es einfach. Deine Mutter verschluckte im Schlaf ein Stück des Nachthimmels, und diese ganze Leere ist immer noch in dir. Iss einfach ein bisschen von der Sonne, um den Himmel zu füllen, und du wirst dich nicht länger leer fühlen.«

Der Doktor sagte, dass es einfach wäre. Der Junge war sich da aber nicht so sicher. Es gab keinen Baum und keine Leiter, die hoch genug waren, um die Sonne zu erreichen, und bald schon stürzte er noch tiefer in die Verzweiflung. Doch die Tochter des Doktors war so klug, wie sie gütig war, und sie wusste, dass die Sonne jeden Abend so tief sank, dass sie das Meer berührte und das Wasser in Gold verwandelte. Also baute sie ein kleines Boot, und gemeinsam segelten sie nach Westen. Sie reisten viele Meilen, und der Junge aß auf dem Weg zwei Wale, und schließlich erreichten sie den goldenen Ort, an dem die Sonne auf das Meer traf. Das Mädchen nahm eine Kelle aus weißem Eschenholz aus der Tasche und schöpfte etwas Sonne aus dem Wasser. Als der Junge es trank ...«

Das Biest knurrte grollend, und Ayama zuckte zusammen, da sie so in die Geschichte vertieft gewesen war und in das Vergnügen, dass ihr jemand zuhörte, dass sie beinahe vergessen hatte, wo sie war.

»Lass mich raten«, knurrte das Biest. »Der elende Junge nahm einen Schluck vom Meer, und danach war er ein vergnügter, glücklicher Kerl, der in sein Dorf zurückkehrte und die hübsche Tochter des Doktors heiratete, und sie hatten viele Kinder, die ihm halfen, die Felder um sein Heim herum zu bestellen.«

»Was für ein Blödsinn!«, sagte Ayama und hoffte, dass das



Zittern in ihrer Stimme sie nicht verriet. »Natürlich endet diese Geschichte nicht so.«

Es war kein Blödsinn. Die Geschichte endete genau so, wie das Biest gesagt hatte, zumindest jedes Mal, wenn Ayama sie gehört hatte. Doch sie musste zugeben, dass sie danach jedes Mal ein wenig melancholisch und unzufrieden gewesen war, so als hätte man eine falsche Note gespielt. Doch welches Ende könnte das Biest besänftigen? Denn Ayama war so oft zum Schweigen gezwungen worden, dass sie eine sehr gute ZuhörerIn geworden war, und sie erinnerte sich an die eine Regel des Dornenwalds. Die Geschichte brauchte ein Ende, das wahr war.

Ayama sammelte ihre Gedanken, dann nahm sie den Faden der Geschichte wieder auf und spulte ihn von Neuem ab.

»Es ist wahr, dass der Junge die Sonne aus der weißen Eschenkelle trank«, sagte sie. »Und ja, es ist wahr, dass er nicht länger eine Viehherde zum Frühstück oder einen See brauchte, um sie hinunterzuspülen. Er heiratete wirklich die hübsche Tochter des Doktors, und er arbeitete jeden Tag auf seinen Feldern. Doch trotz alledem stellte der Junge fest, dass er immer noch unglücklich war. Siehst du, manche Menschen werden mit einem Stück der Nacht in sich geboren, und dieser leere Ort kann niemals gefüllt werden – nicht mit allem guten Essen oder allem Sonnenschein der Welt. Diese Leere kann nicht verbannt werden, und so erwachen wir an manchen Tagen mit dem Gefühl, dass der Wind durch uns hindurchbläst, und wir müssen es einfach ertragen, so wie der Junge.«

Erst als sie geendet hatte, begriff Ayama, dass sie



von ihrer eigenen Traurigkeit erzählt hatte, als sie nach der Wahrheit gesucht hatte, doch es war zu spät, die Worte zurückzunehmen.

Das Monster war eine lange Zeit still. Dann stand er auf, und sein buschiger schwarzer Schwanz streifte über den Boden, als er Ayama den Rücken zukehrte und sagte: »Ich werde eure Herden in Ruhe lassen. Geh jetzt und kehre nicht zurück.«

Und weil der Wald die Wahrheit verlangte, wusste sie, dass sein Versprechen wahr war.

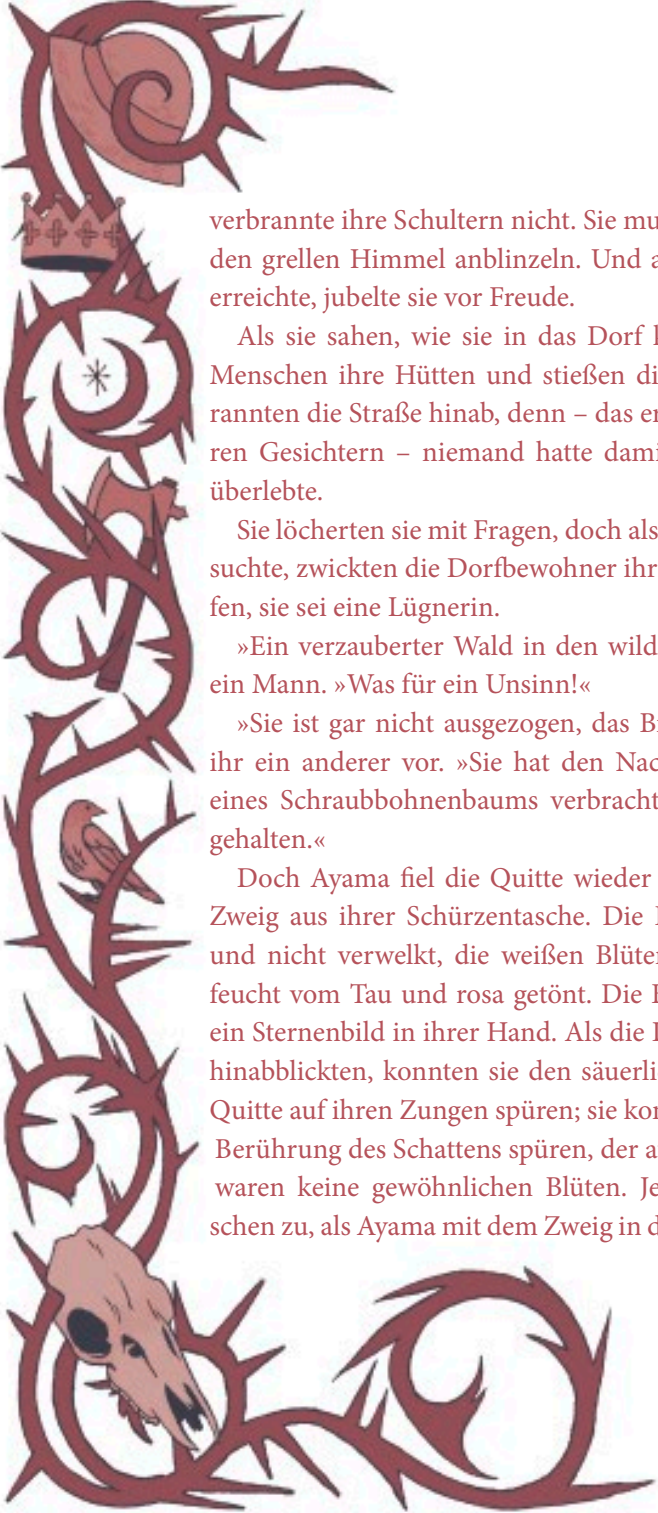
Ayama konnte ihr Glück kaum fassen. Sie sprang auf, um eilig die Lichtung zu verlassen, doch als sie sich hinabbeugte, um die Axt und den Kupferbecher aufzuheben, sagte das Biest: »Warte.«

Sie sah kaum mehr als seinen Umriss in der Dunkelheit, und sie konnte nur das rote Glühen seiner Augen und die glänzenden Rillen seiner Hörner erkennen.

»Nimm einen Zweig von den Quittenblüten mit dir, und lass ihn nicht fallen, wenn du die wilden Lande wieder durchquerst.«

Ayama hielt nicht inne, um seinen Befehl zu hinterfragen, sondern sie pflückte einen schlanken Ast und rannte am Fluss entlang zurück. Sie wurde nicht langsamer, bis sie sich den Weg durch die grausamen Dornen des Dickichts erkämpft hatte und sie die Sonne wieder auf ihrem Gesicht spürte.

Ayama lief zurück durch die wilden Lande, den Blütenzweig sicher in der Schürze verwahrt, und der heiße Sand schien diesmal ihre Füße nicht zu berühren, und die Sonne



verbrannte ihre Schultern nicht. Sie musste auch nicht gegen den grellen Himmel anblinzeln. Und als sie endlich ihr Tal erreichte, jubelte sie vor Freude.

Als sie sahen, wie sie in das Dorf kam, entriegelten die Menschen ihre Hütten und stießen die Läden auf, und sie rannten die Straße hinab, denn – das erkannte Ayama an ihren Gesichtern – niemand hatte damit gerechnet, dass sie überlebte.

Sie löcherten sie mit Fragen, doch als sie zu antworten versuchte, zwickten die Dorfbewohner ihr in die Arme und riefen, sie sei eine Lügnerin.

»Ein verzauberter Wald in den wilden Landen?«, höhnte ein Mann. »Was für ein Unsinn!«

»Sie ist gar nicht ausgezogen, das Biest zu suchen«, warf ihr ein anderer vor. »Sie hat den Nachmittag im Schatten eines Schraubbohnenbaums verbracht und ein Schläfchen gehalten.«

Doch Ayama fiel die Quitte wieder ein, und sie zog den Zweig aus ihrer Schürzentasche. Die Blumen waren frisch und nicht verwelkt, die weißen Blütenblätter immer noch feucht vom Tau und rosa getönt. Die Blüten leuchteten wie ein Sternbild in ihrer Hand. Als die Dorfbewohner darauf hinabblickten, konnten sie den säuerlichen Geschmack der Quitte auf ihren Zungen spüren; sie konnten die wohlthuende Berührung des Schattens spüren, der auf ihre Haut fiel. Dies waren keine gewöhnlichen Blüten. Jetzt hörten die Menschen zu, als Ayama mit dem Zweig in der Hand dastand und



ihnen von dem Versprechen des Biestes erzählte, und als sie fertig war, liefen sie den ganzen Weg zum Palast mit ihr und murmelten voller Staunen und vergaßen darüber, dass das Mädchen, das sie jetzt voller Bewunderung ansahen, immer noch die Zeichen ihrer zwickenden Finger auf dem Arm trug.

Der König blickte mit kalten Augen von seinem Thron herab, als Ayama von dem Schwur des Biestes erzählte, doch er konnte die Magie der Quitte nicht leugnen, die süß und seltsam in Ayamas Hand blühte und deren Blätter erst jetzt begannen, rot zu werden.

»Solch ein Wunderding!«, sagte der gutaussehende Menschensohn des Königs und lächelte strahlend. »Und was für ein mutiges Mädchen, das eine solche Aufgabe erfüllte. Ihre Taschen sollen mit Juwelen beladen werden, und alle sollen Lieder über ihren Mut singen.«


Ayama erwiderte sein Lächeln, denn es war unmöglich, unter des Prinzen sonnigem Blick nicht zu erblühen. Doch was sie wirklich wollte, war ein Glas Wasser.

Die Königin nahm die Blumen von Ayama entgegen, und ihre Augen glänzten, vielleicht vor Tränen. »Du musst tun, was du versprochen hast«, sagte sie zu ihrem Mann.

Also rief der König nach drei Truhen Gold und dreißig Ballen Seide, die man Ayamas Familie bringen sollte.

In dieser Nacht jubelten Ayamas Eltern, und Kima küsste die Wangen ihrer Schwester, während Ma Zil zusah und eine selbstgefällige Miene zog, während sie auf ihrem Jurda kaute.

Ayama sah, dass niemand den Rost gereinigt hatte, dass die Kleider nicht gewaschen worden und die Töpfe nicht einmal



zum Spülen gestapelt waren, sondern immer noch auf dem Herd standen, verkrustet von dem Essen des vergangenen Tages. Sie dachte an die sanfte Stille des Dornenwaldes und seufzte, als sie sich vor den Herd legte. Als sie am nächsten Morgen aufwachte, war sie nicht ganz sicher, dass sie alles nicht nur geträumt hatte. Erst als sie auf ihre Arme hinablickte und die Kratzer und Schnitte sah, die die Dornen auf ihrer Haut hinterlassen hatten, da wusste sie, dass alles, was sie im Wald hinter den wilden Landen gesehen hatte, echt gewesen war.

Das Monster hielt sein Wort, und die Herden wurden von nichts als dem Wetter berührt. Der König kehrte zu seinem scheiternden Krieg zurück, die Menschen arbeiteten auf ihrem Land und handelten auf dem Markt, und bald erinnerten sie sich ihrer alten Beschwerden, als die Steuern stiegen und ihre Söhne und Brüder an der Front begraben wurden. Doch dann, eines schrecklichen Morgens, erwachte Nemila Eed und fand ihre Jurdafelder zerstört, ihre ganze Ernte entwurzelt und unter der Sonne welkend. Das galt auch für die Felder ihrer Nachbarn im Norden und im Süden. Seltsame Spuren führten in den Staub der wilden Lande.

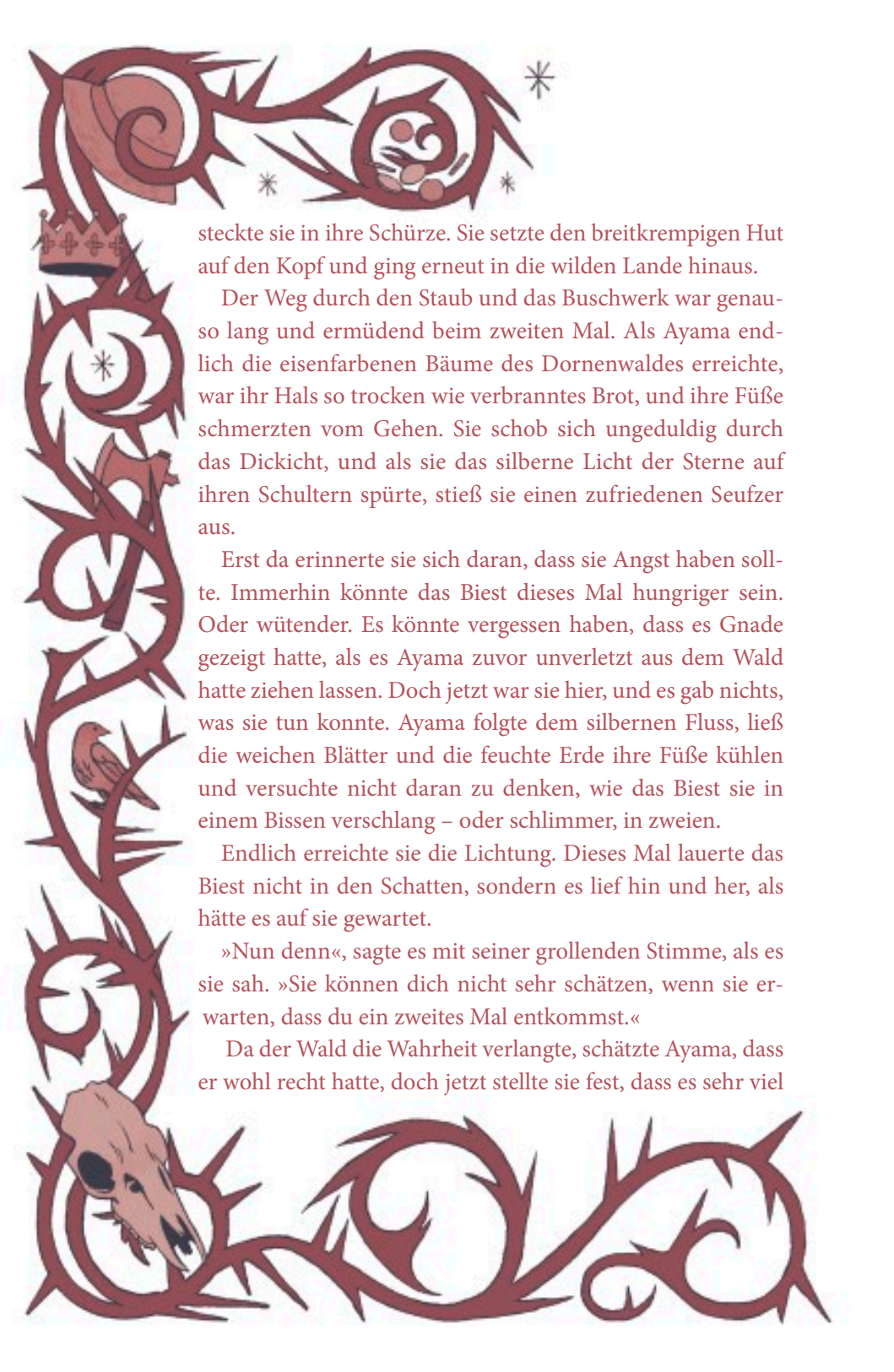
Die Menschen riefen nach dem König, damit er ihnen half, und manche flüsterten sogar, man solle die Königin hinrichten lassen, da sie ein solches Monster geboren hatte. Wieder rief der König nach einem Boten, und dieses Mal versprach er ein Stück von seinem eigenen guten Land als Belohnung.



»Wir sind jetzt reich«, sagte Ma Zil, als sie an diesem Abend am Feuer saßen. »Doch denkt nur, wie fein es wäre, in einem großen Haus zu leben, in dem Kima Bewerber empfangen könnte. Dann würde sie sicher eine gute Ehe schließen. Ayama, würdest du nicht auch gern weiße Felle tragen im Winter, und süße Dattelpflaumen essen wollen und in einem richtigen Bett schlafen?«

Ayama war ganz und gar nicht sicher, dass sie eine zweite Begegnung mit dem Biest überleben würde, und sie konnte schlecht die Dattelpflaumen und die weichen Kissen genießen, nachdem sie gefressen worden war. Doch ihre Großmutter legte eine raue Hand an ihre Wange und schwor, dass kein Leid über sie kommen würde. Und wenn Ayama ehrlich war, so wollte ein kleiner Teil von ihr in den Wald zurückkehren. Ihre Familie war jetzt reich und hatte viele Diener, doch sie hatten sich so sehr daran gewöhnt, sie herumzukommandieren, dass sie vergessen hatten, sie als Tochter zu behandeln. Sie schlief immer noch in der Küche und schrubbte die Töpfe und sah zu, wie die Seidenballen für Kimas Kleider zugeschnitten wurden und das Haar ihrer Mutter von einer anmutigen Magd gerichtet wurde, die eine geblümete Schürze trug. Die Menschen tippten sich jetzt an den Hut, wenn sie ihr auf der Straße begegneten, aber sie blieben nie stehen, um sich zu unterhalten oder zu fragen, wie es Ayama erging. Das Biest mochte schreien und knurren, und es würde sie vielleicht verschlingen, aber wenigstens hatte es beim letzten Mal so viel Interesse für sie gezeigt, dass es ihr zugehört hatte.

Als der Morgen kam, nahm Ayama also ihren kleinen Kupferbecher und die Axt, mit der sie Holz hackte, und



steckte sie in ihre Schürze. Sie setzte den breitrempigen Hut auf den Kopf und ging erneut in die wilden Lande hinaus.

Der Weg durch den Staub und das Buschwerk war genauso lang und ermüdend beim zweiten Mal. Als Ayama endlich die eisenfarbenen Bäume des Dornenwaldes erreichte, war ihr Hals so trocken wie verbranntes Brot, und ihre Füße schmerzten vom Gehen. Sie schob sich ungeduldig durch das Dickicht, und als sie das silberne Licht der Sterne auf ihren Schultern spürte, stieß sie einen zufriedenen Seufzer aus.

Erst da erinnerte sie sich daran, dass sie Angst haben sollte. Immerhin könnte das Biest dieses Mal hungriger sein. Oder wütender. Es könnte vergessen haben, dass es Gnade gezeigt hatte, als es Ayama zuvor unverletzt aus dem Wald hatte ziehen lassen. Doch jetzt war sie hier, und es gab nichts, was sie tun konnte. Ayama folgte dem silbernen Fluss, ließ die weichen Blätter und die feuchte Erde ihre Füße kühlen und versuchte nicht daran zu denken, wie das Biest sie in einem Bissen verschlang – oder schlimmer, in zweien.

Endlich erreichte sie die Lichtung. Dieses Mal lauerte das Biest nicht in den Schatten, sondern es lief hin und her, als hätte es auf sie gewartet.

»Nun denn«, sagte es mit seiner grollenden Stimme, als es sie sah. »Sie können dich nicht sehr schätzen, wenn sie erwarten, dass du ein zweites Mal entkommst.«

Da der Wald die Wahrheit verlangte, schätzte Ayama, dass er wohl recht hatte, doch jetzt stellte sie fest, dass es sehr viel



leichter war, zu sprechen und etwas zu erwidern. »Du musst aufhören, unsere Ernte zu vernichten.«

»Warum?«

»Wir werden keine Baumwolle und keinen Flachs zu spinnen haben, wenn der Winter kommt.«

»Was kümmert mich der Winter? Keine Jahreszeiten berühren diesen Wald. Hat jemand an den Winter gedacht, als ich in meines Vaters Labyrinth zitterte? Lass den König euch speisen und kleiden aus seinen Speichern.«

Dieses Mal konnte sie zugeben, dass das keine so schlechte Idee war, und so sagte sie: »Benimm dich nicht wie ein Tyrann und sag mir dann, dass ich einen Tyrannen schelten soll, dass er sich benehmen soll. Zeige Gnade, und vielleicht erweist man dir Gnade.«

»Mein Vater lehrte mich keine Gnade.«

»Und du kannst sie nicht lernen?«

Es war schwer zu sagen, doch es schien, als lächelte das Biest vielleicht ein wenig darüber.

»Du kennst den einzigen Handel, den ich eingehen werde, kleine Botin.« Das Biest setzte sich neben den Fluss, ein Berg schwarzen Fells und goldener Klauen. »Erzähl mir eine Geschichte, die mich etwas anderes als Wut fühlen lässt, und vielleicht, wenn sie mich zufriedenstellt, lasse ich dich am Leben.«

Das war die Einladung, auf die Ayama gewartet hatte, und sie begriff, dass sie in all den stummen Tagen und Nächten, seit sie den Wald verlassen hatte, Worte in sich angesammelt hatte, um sie dem Sohn des Königs anzubieten. Ayama setzte sich an das Ufer des Flusses und begann zu sprechen.

A decorative border made of dark red thorny vines. At the top left is a crown. On the left side, there is a small brown bird perched on a branch. At the bottom left is a skull. The vines are intertwined with various symbols like stars and swirls.

DIE ZWEITE GESCHICHTE

»Es war einmal eine Frau, die sehr schwermütig war. Sie kam in ein Dorf, und da traf sie einen Mann, der sich nach einer Frau sehnte, und so heirateten sie. Sie hatten zwei feine Kinder, einen Jungen und ein Mädchen, doch als diese Kinder älter wurden, wurden sie schwierig und ungehorsam. Sie waren oft kränklich, und das machte sie launisch und müde, und sie waren eine große Prüfung für ihre Mutter, Mama Tani. Alle Frauen im Dorf hatten Mitleid mit Mama Tani, deren Miene sogar noch trauriger geworden war, die jedoch die Klagen und die Krankheiten ihrer Kinder mit großer Würde ertrug.

All das änderte sich, als ein böser Geist in Mama Tanis Haus kam und begann, der ganzen Familie Ärger zu bereiten. Der Geist zerschlug Mama Tanis kostbare Gefäße mit Cremes und die in Flaschen gefüllten Tinkturen, mit denen sie ihre Haut glatt hielt. Er zerbrach den Pflug ihres Mannes, sodass er zu Hause bleiben musste und immer im Weg war. Doch am liebsten lauerte der Geist den Kindern auf, als ob er von ihrem schlechten Benehmen angelockt würde. Wenn sie zu schlafen versuchten, rüttelte der Geist an den Fenstern und schüttelte die Betten, sodass sie keine Ruhe fanden. Wenn sie essen wollten, zerbrach der Geist ihre Schüsseln und verschüttete das Abendessen auf dem Boden.«

Das Biest grollte, und Ayama sah, dass es ihr sehr nahe gekommen war. Obwohl ihr Herz verängstigt hüpfte, saß sie so still da, wie sie konnte.



»Lass mich raten«, sagte das Biest. »Die Kinder weinten und beteten und sagten, dass sie in alle Ewigkeit gut sein würden, und so ging der Geist davon, und Mama Tani wurde von allen Frauen im Dorf beneidet, und das ist eine Lehre für undankbare Kinder überall.«

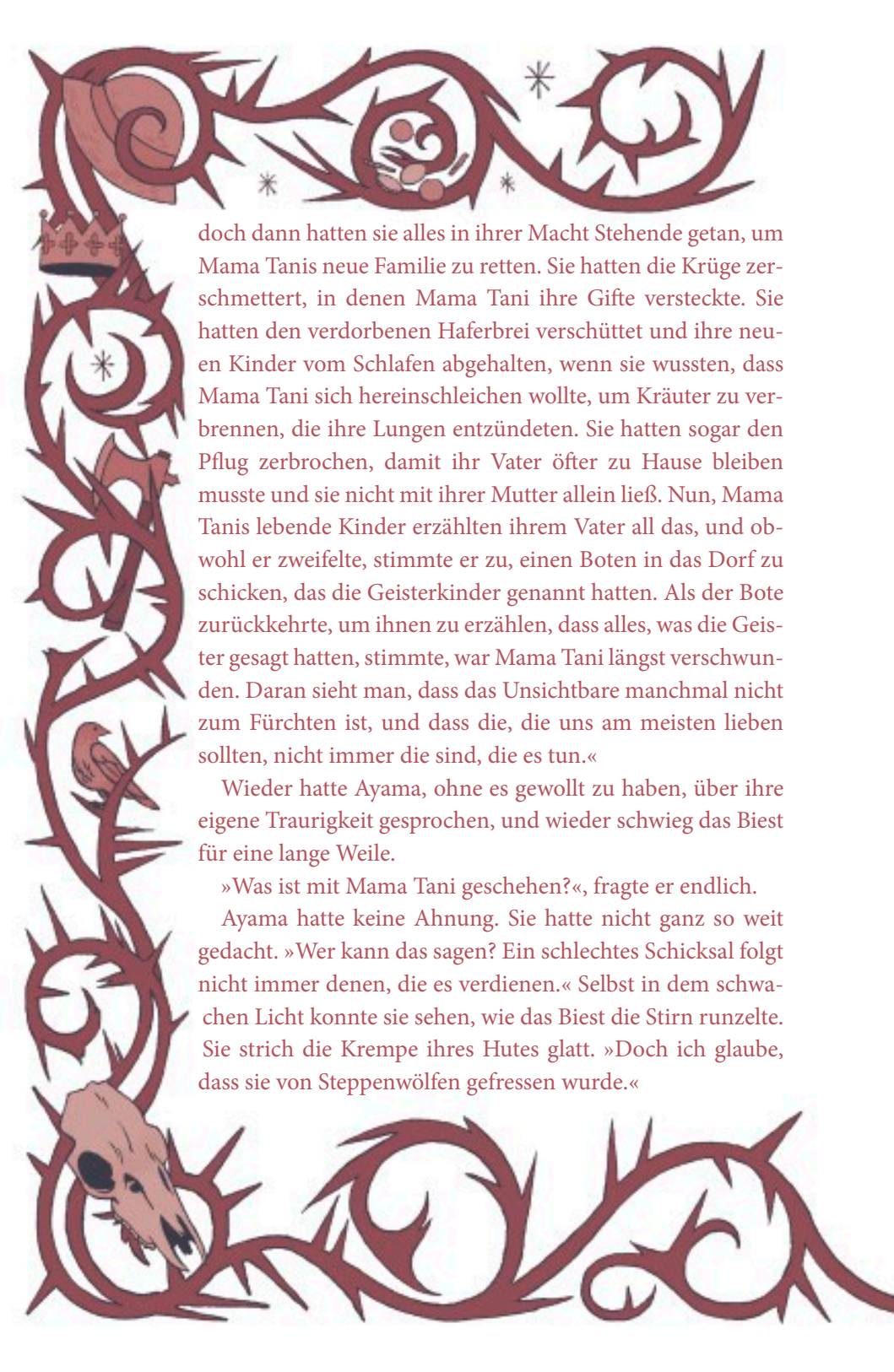
Das war natürlich die Art, wie Ayama die Geschichte gelernt hatte, doch sie hatte viel darüber nachgedacht, wie sie die Geschichte erzählen würde, wenn sie ihr gehörte.

Sie richtete ihre Schürze und sagte mit all der Autorität ihrer lauten Stimme: »Was für ein Blödsinn! Natürlich endet die Geschichte nicht so.« *Sprich die Wahrheit*, rief sie sich in Erinnerung. Dann rollte sie den Faden der Geschichte auf und ließ ihn erneut abspulen.

»Nein, eines Tages, ihre Eltern waren nicht zu Hause, da saßen die Kinder stumm da und hielten einander an den Händen, statt zu weinen wie sonst, wenn der Geist wie ein wütender Wind ums Haus flog und daran rüttelte und brüllte. Dann sangen sie ein Schlaflied wie die, die ihre Mutter gesungen hatte, als sie kleiner gewesen waren, und wirklich beruhigte sich der Geist nach einer langen Zeit – und nach einer noch längeren Zeit, da sprach der Geist. Nur dass es nicht ein Geist war, sondern zwei.«

»Zwei Geister?«, wiederholte das Biest und beugte sich vor.

»Kannst du dir das vorstellen? Es waren die Geister von Mama Tanis erstgeborenen Kindern, ein Junge und ein Mädchen, die sie dazu gebracht hatte, krank zu werden und zu sterben – nur damit sie das Mitgefühl der Frauen in ihrem alten Dorf bekam. Sie war weit gereist von diesem Ort, und es hatte viele Jahre gedauert, bis die Geisterkinder sie fanden,



doch dann hatten sie alles in ihrer Macht Stehende getan, um Mama Tanis neue Familie zu retten. Sie hatten die Krüge zerschmettert, in denen Mama Tani ihre Gifte versteckte. Sie hatten den verdorbenen Haferbrei verschüttet und ihre neuen Kinder vom Schlafen abgehalten, wenn sie wussten, dass Mama Tani sich hereinschleichen wollte, um Kräuter zu verbrennen, die ihre Lungen entzündeten. Sie hatten sogar den Pflug zerbrochen, damit ihr Vater öfter zu Hause bleiben musste und sie nicht mit ihrer Mutter allein ließ. Nun, Mama Tanis lebende Kinder erzählten ihrem Vater all das, und obwohl er zweifelte, stimmte er zu, einen Boten in das Dorf zu schicken, das die Geisterkinder genannt hatten. Als der Bote zurückkehrte, um ihnen zu erzählen, dass alles, was die Geister gesagt hatten, stimmte, war Mama Tani längst verschwunden. Daran sieht man, dass das Unsichtbare manchmal nicht zum Fürchten ist, und dass die, die uns am meisten lieben sollten, nicht immer die sind, die es tun.«

Wieder hatte Ayama, ohne es gewollt zu haben, über ihre eigene Traurigkeit gesprochen, und wieder schwieg das Biest für eine lange Weile.

»Was ist mit Mama Tani geschehen?«, fragte er endlich.

Ayama hatte keine Ahnung. Sie hatte nicht ganz so weit gedacht. »Wer kann das sagen? Ein schlechtes Schicksal folgt nicht immer denen, die es verdienen.« Selbst in dem schwachen Licht konnte sie sehen, wie das Biest die Stirn runzelte. Sie strich die Krempe ihres Hutes glatt. »Doch ich glaube, dass sie von Steppenwölfen gefressen wurde.«



Das Biest nickte zufrieden, und Ayama stieß einen leisen, erleichterten Seufzer aus.

»Ich werde eure Felder nicht länger heimsuchen«, sagte das Biest. »Nimm einen Zweig von dem Dornenwald und trag ihn mit dir durch die wilden Lande. Geh jetzt und kehre nicht wieder.« In seiner Stimme klang vielleicht eine leise Traurigkeit mit, vielleicht war es aber auch nur sein Grollen gewesen.

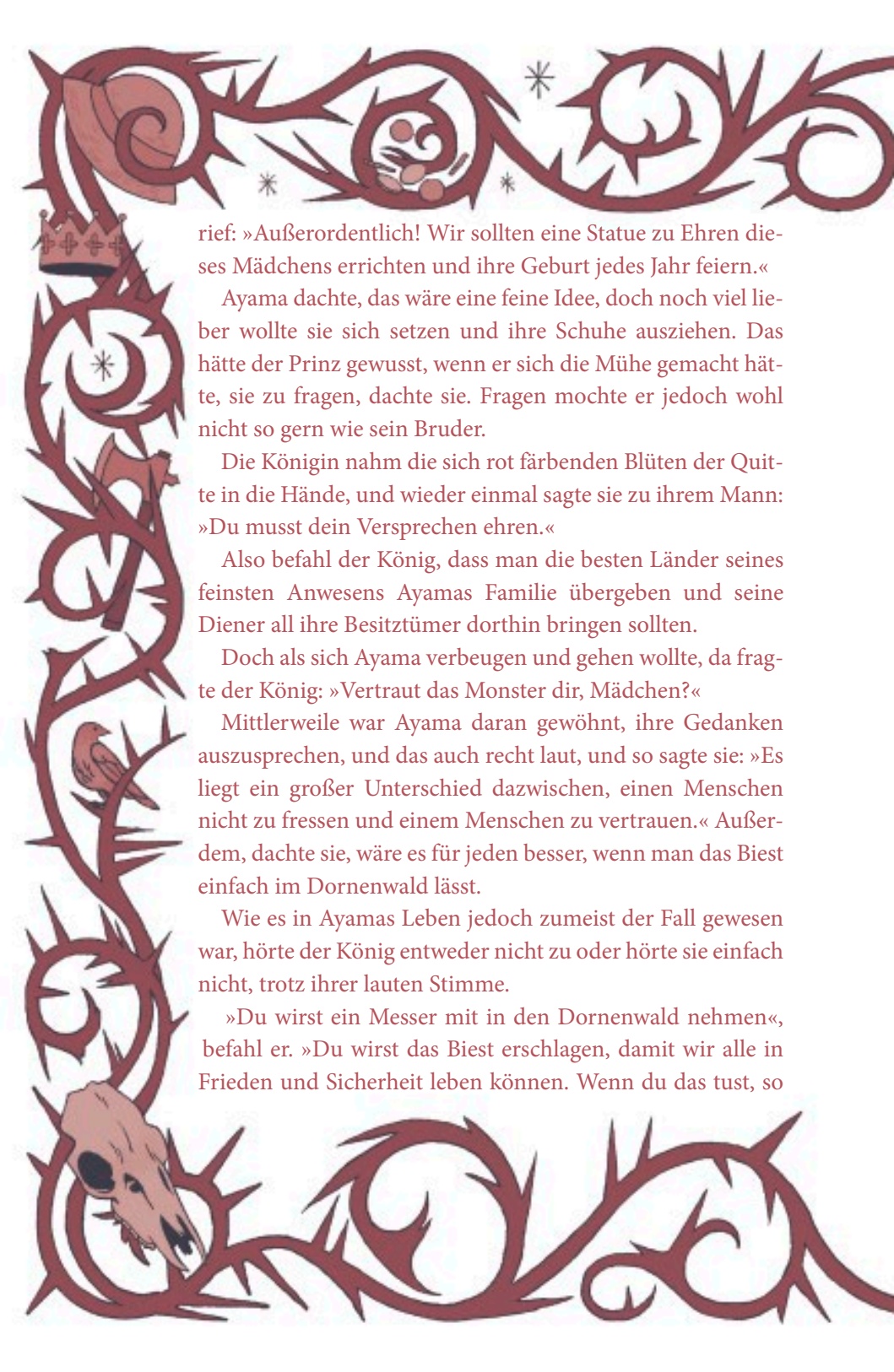
Ayama pflückte einen schlanken Ast mit Blüten aus dem Dickicht und ließ die Lichtung hinter sich. Als sie zurückblickte, hockte das Biest immer noch auf den Hinterbeinen da, und seine roten Augen sahen sie an, und einen Moment lang dachte Ayama: *Warum bleibe ich nicht noch ein wenig länger? Warum ruhe ich mich nicht eine Weile hier aus? Warum erzähle ich nicht noch eine Geschichte?*

Doch sie suchte sich ihren Weg aus dem Wald nach draußen und zurück über die heiße Ebene. Sie steckte sich den Zweig mit den Quittenblüten in ihre Zöpfe, und es war, als ob sie die kühlen Blätter und den Schatten des Waldes mit sich trug.

Dieses Mal sahen die Menschen in ihrem Dorf die weißen Blüten in ihrem Haar, und sie zwickten Ayama nicht und schrien sie nicht an. Stattdessen reichten sie ihr süßes Wasser, führten sie ruhig zum Palast und erwiesen ihr gegenüber eine neue Achtung, da sie nicht mehr nur ein Küchenmädchen war, sondern das Mädchen, das sich zweimal dem Monster gestellt und das zweimal überlebt hatte.

Als sie vor den König trat, erzählte Ayama ihm von dem Versprechen des Biestes, und der Prinz





rief: »Außerordentlich! Wir sollten eine Statue zu Ehren dieses Mädchens errichten und ihre Geburt jedes Jahr feiern.«

Ayama dachte, das wäre eine feine Idee, doch noch viel lieber wollte sie sich setzen und ihre Schuhe ausziehen. Das hätte der Prinz gewusst, wenn er sich die Mühe gemacht hätte, sie zu fragen, dachte sie. Fragen mochte er jedoch wohl nicht so gern wie sein Bruder.

Die Königin nahm die sich rot färbenden Blüten der Quitte in die Hände, und wieder einmal sagte sie zu ihrem Mann: »Du musst dein Versprechen ehren.«

Also befahl der König, dass man die besten Länder seines feinsten Anwesens Ayamas Familie übergeben und seine Diener all ihre Besitztümer dorthin bringen sollten.

Doch als sich Ayama verbeugen und gehen wollte, da fragte der König: »Vertraut das Monster dir, Mädchen?«

Mittlerweile war Ayama daran gewöhnt, ihre Gedanken auszusprechen, und das auch recht laut, und so sagte sie: »Es liegt ein großer Unterschied dazwischen, einen Menschen nicht zu fressen und einem Menschen zu vertrauen.« Außerdem, dachte sie, wäre es für jeden besser, wenn man das Biest einfach im Dornenwald lässt.

Wie es in Ayamas Leben jedoch zumeist der Fall gewesen war, hörte der König entweder nicht zu oder hörte sie einfach nicht, trotz ihrer lauten Stimme.

»Du wirst ein Messer mit in den Dornenwald nehmen«, befahl er. »Du wirst das Biest erschlagen, damit wir alle in Frieden und Sicherheit leben können. Wenn du das tust, so



wirst du meinen Sohn heiraten, den Prinzen, und ich werde deiner Familie einen Titel verleihen, dann wird niemand außer denen, die meinen Namen tragen, höher im Land stehen.«

Der Prinz sah ein wenig bestürzt aus, doch er widersprach nicht.

»Keine Klinge kann die Haut Eures zweiten Sohnes durchdringen«, sagte Ayama. »Ich habe es selbst gesehen.«

Die Königin wrang die Seide ihres Rocks in ihrem Schoß, doch der König rief nach einem Diener, der ihm eine eisenfarbene Kiste brachte.

Der König hob den Deckel und zog ein seltsames Messer daraus hervor. Der Griff war aus Knochen, und die Klinge war aus dem gleichen düsteren Grau wie die Kiste gefertigt – wie der Dornenwald. »Diese Klinge wurde von einem mächtigen Zowa geschaffen, sie ist aus den Dornen des Quittenbaumes gefertigt. Nur dieses kann ihn töten.«


Die Königin wandte das Gesicht ab.

Ayama hoffte, dass ihre Familie etwas sagen würde, dass sie nicht in den Dornenwald zurückkehren müsste, denn sie hatten ein feines Haus, und Kima hatte bereits eine reiche Mitgift. Doch niemand sprach, nicht einmal Ma Zil, die versprochen hatte, dass Abenteuer nur hübschen Mädchen widerfuhren.

Ayama wollte das Messer nicht nehmen, doch sie tat es trotzdem. Es war leicht wie eine trockene Samenhülse, und es schien falsch, dass der Tod sich wie nichts in ihren Händen anfühlte.

»Kehre mit dem Herzen des Biestes zurück,





und alle werden dir Tribut zollen, und dir wird es an nichts mangeln in diesem Leben«, sagte der König.

Ayama hatte nicht den Wunsch, Prinzessin zu sein. Sie hatte nicht den Wunsch, das Biest zu töten. Doch für ein Mädchen, das sein Leben unbeachtet und ungewollt verbracht hatte, war das kein kleines Angebot.

»Ich werde dem zustimmen«, sagte sie endlich. »Doch wenn ich nicht zurückkehre, muss Kima den Prinzen heiraten, und meine Familie muss dennoch die Belohnung erhalten.«

Sie konnte sehen, dass dem König diese Bedingungen des Handels nicht gefielen. Obschon er das Biest tot sehen wollte, hatte er geglaubt, er könnte sie dazu bringen, ihr Leben billig aufs Spiel zu setzen. Doch welche Wahl blieb ihm schon? Er stimmte Ayamas Forderungen zu, und sie steckte das Messer in ihre Schürze.

Man brachte alle Besitztümer ihrer Familie in ihr prächtiges neues Heim. Ihr Vater schrie vor Freude auf, und ihre Mutter drehte sich im Garten im Kreis und blickte über die Felder, die sich bis in die Ferne erstreckten, so als könnte sie kaum glauben, dass all das nun ihr gehörte. Nur Kima umklammerte Ayamas Hand und sagte: »Schwester, du musst nicht gehen. Wir sind jetzt reich dank deiner Tapferkeit. Wir haben Land und Diener. Kein Prinz ist dein Leben wert.«

Ayama schätzte, das hing von dem Prinzen ab.

Ma Zil sagte nichts.



In dieser Nacht schlief Ayama schlecht. Ihr neues Bett fühlte sich zu weich an nach den harten Steinen des alten Herdes. Sie stand vor dem Morgengrauen auf, als der Rest des Hauses noch schlief, zog ihre himmelfarbene Schürze an und setzte sich den Hut auf den Kopf. In ihre Tasche schob sie die Axt und den Kupferbecher. Dann berührte Ayama einmal die gezackte Klinge des Messers mit den Fingern, schob sie in ihre Schürze, und zum letzten Mal ging sie los in die wilden Lande.

Der Marsch durch die karge Ebene schien kaum Zeit in Anspruch zu nehmen, vielleicht weil ihre Furcht so groß war. Zu bald schon lief sie durch das eisenfarbene Dickicht und in den Schatten des Waldes. Sternenlicht fiel auf ihre Haut, so süß und kühl und freundlich, dass sie darüber hätte weinen können. Sie sagte sich, dass sie in den Wald zurückkehren könnte, sobald das Biest tot war, dass sie Kima mitbringen oder einfach allein hierherkommen könnte, wann immer sie erschöpft war. Doch sie war nicht sicher, ob das wahr war. Würde der Dornenwald noch stehen ohne das Biest? War er schon immer hier gewesen, oder war er erst entstanden, um ihm Schutz zu bieten? Und was würde sie inmitten all der Stille tun, ohne jemanden, dem sie Geschichten erzählen konnte?


Das Biest wartete auf der Lichtung.

»Bist du so erpicht darauf, gefressen zu werden?«, fragte er.

Ayama wählte sorgfältig nur Worte, die wahr waren. »Ich dachte, du würdest vielleicht lieber eine weitere Geschichte hören, als dass du etwas essen möchtest.«

Also setzten sie und das Biest sich an den



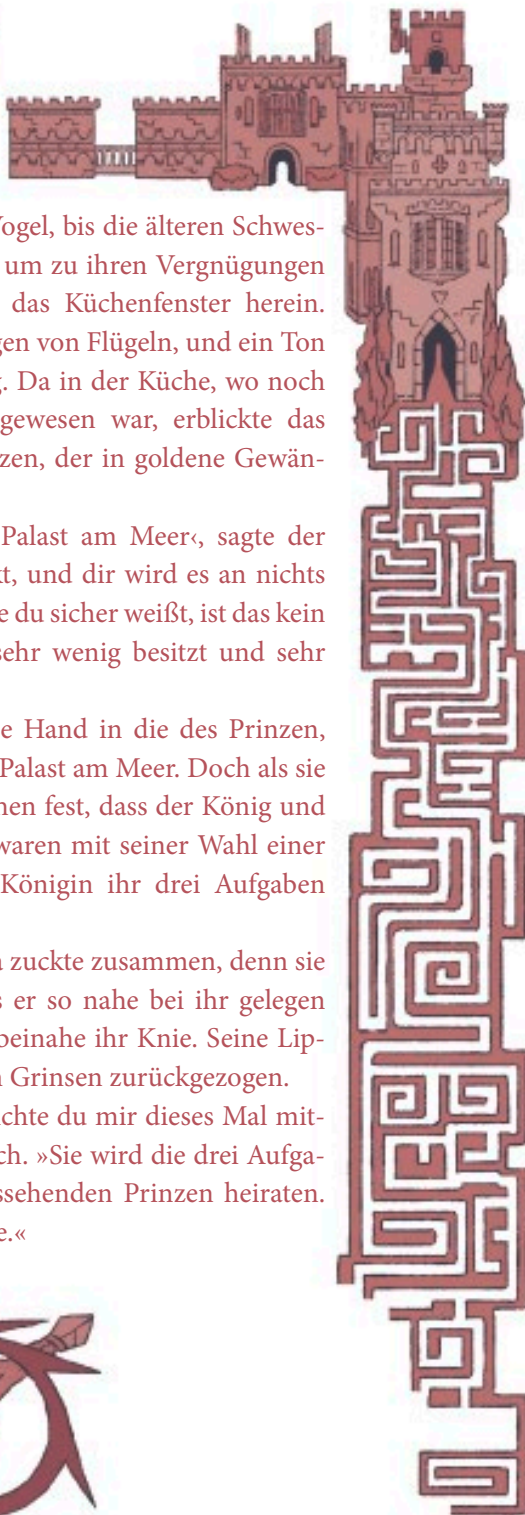
A decorative border in a dark red color runs along the top and left sides of the page. It features thorny, swirling vines. At the top left is a crown. On the left side, there is a small bird perched on a branch and a skull at the bottom. The top right features a circular motif with a crescent moon and a star. The text is positioned in the center of the page, between the top and bottom decorative elements.

Fluss, und im silbernen Schein der Lichtung begann Ayama mit ihrer letzten Geschichte.

DIE DRITTE GESCHICHTE

»Es war einmal ein gutes und braves Mädchen, das zu Hause blieb und schwer arbeitete, während ihre zwei älteren Schwestern jeden Abend ausgingen, um in der Stadt zu trinken und zu tanzen.

Eines Tages, als alle Schwestern in der Küche waren, kam ein seltsamer Vogel und hockte sich auf den Fenstersims. Er war groß und staubig und hässlich mit einem langen, gefährlich aussehenden gebogenen Schnabel. Die beiden älteren Schwestern kreischten, und eine nahm einen Besen, um nach dem Tier zu schlagen, und sie jagte ihn davon. Doch als sie gegangen waren, um sich mit Perlen und Satin für die nächtliche Feier zu schmücken, kehrte der Vogel zurück. Statt ihn wegzujagen, sprach die jüngste Schwester freundlich mit ihm und bot ihm einen Teller mit Mais an. Dann nahm sie einen feuchten Lappen und fuhr damit über die Federn des Vogels, und dabei summte sie ihm die ganze Zeit etwas vor. Als der Vogel endlich sauber war, konnte sie sehen, dass sein Gefieder von schillerndem Gold war und dass sein Schnabel wie Topas glänzte. Er schlug mit den großen Schwingen und flog davon, doch er kehrte an jedem Abend in dieser Woche zurück, sobald die älteren Schwestern ausgegangen waren, und er sang schöne Lieder, während die Jüngste ihre Arbeit machte.



Am siebten Tag wartete der Vogel, bis die älteren Schwestern sich bereit gemacht hatten, um zu ihren Vergnügungen zu gehen, dann flog er durch das Küchenfenster herein. Plötzlich war da das laute Schlagen von Flügeln, und ein Ton wie von einer Trompete erklang. Da in der Küche, wo noch Augenblicke zuvor der Vogel gewesen war, erblickte das Mädchen einen stattlichen Prinzen, der in goldene Gewänder gekleidet war.


»Komm mit mir in meinen Palast am Meer«, sagte der Prinz, »und ich zolle dir Respekt, und dir wird es an nichts fehlen in diesem Leben.« Und wie du sicher weißt, ist das kein geringes Angebot, wenn man sehr wenig besitzt und sehr schwer arbeitet.

Also legte das Mädchen seine Hand in die des Prinzen, und sie flogen davon zu seinem Palast am Meer. Doch als sie dort ankamen, stellte das Mädchen fest, dass der König und die Königin nicht so glücklich waren mit seiner Wahl einer Bauernbraut. Also erlegte die Königin ihr drei Aufgaben auf ...«

Das Biest knurrte, und Ayama zuckte zusammen, denn sie hatte nicht mitbekommen, dass er so nahe bei ihr gelegen hatte, seine Schnauze berührte beinahe ihr Knie. Seine Lippen waren zu einem höhnischen Grinsen zurückgezogen.

»Was für eine dumme Geschichte du mir dieses Mal mitgebracht hast«, beschwerte er sich. »Sie wird die drei Aufgaben bewältigen und den gutaussehenden Prinzen heiraten. Was für eine Freude für sie beide.«



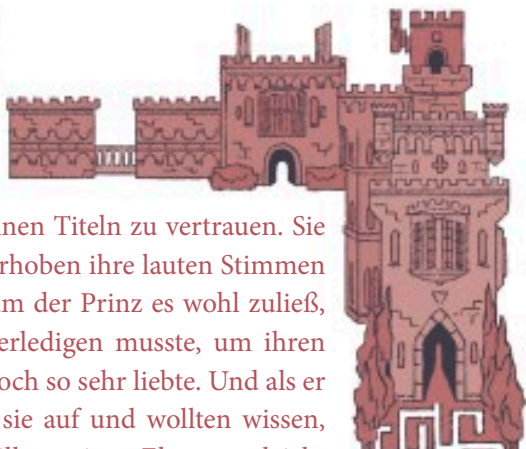


»Unfug!«, sagte Ayama geradeheraus, denn sie hatte eine lange Zeit über diese Geschichte nachgedacht, während sie durch die wilden Lande gegangen war, und wie das Ende, das man ihr als Kind erzählt hatte, sehr viel zauberhafter auf sie gewirkt hatte, bevor sie tatsächlich den König und seine Familie getroffen und mit ihnen gesprochen hatte. »Natürlich endet es nicht so. Nein. Erinnerst du dich an die älteren Schwestern des Mädchens?«

Das Biest nickte widerwillig und legte den großen Kopf auf seine Vorderpranken.

»Es ist wahr, dass sie selbstsüchtig und dumm waren«, sagte Ayama. »Doch sie liebten ihre jüngere Schwester auch sehr. Als sie sahen, dass sie verschwunden war, und die goldene Feder auf dem Stuhl fanden, da errieten sie sofort, was geschehen sein musste, denn sie hatten viel von der Welt gesehen. Sie sattelten ihre Pferde und ritten den ganzen Tag und die ganze Nacht, um den Palast am Meer zu erreichen, dann hämmerten sie gegen die Türen, bis die Wachen sie einließen.

Als die Schwestern den Thronsaal betraten, Krach schlugen und verlangten, dass ihre Schwester mit ihnen nach Hause zurückkehrte, da behauptete der Prinz, dass sie nur neidisches Pack seien, gern selbst Prinzessinnen sein wollten und lasterhafte Mädchen wären, die gern tranken und tanzten und freigiebig mit ihrer Gunst seien. Tatsächlich gefielen den Schwestern all diese Dinge, und genau deshalb hatten sie so viel gesehen und erlebt und wussten es besser, als gut-



aussehenden Gesichtern und feinen Titeln zu vertrauen. Sie deuteten mit den Fingern und erhoben ihre lauten Stimmen und verlangten zu wissen, warum der Prinz es wohl zuließ, dass ihre Schwester Aufgaben erledigen musste, um ihren Wert zu beweisen, wenn er sie doch so sehr liebte. Und als er nicht antwortete, da stampften sie auf und wollten wissen, warum der Prinz sich dem Willen seiner Eltern so leicht beugte, wenn er ihrer Schwester würdig wäre. Der Prinz hatte keine Antwort, sondern stand nur da und stotterte, immer noch gutaussehend, doch vielleicht ein bisschen weniger, jetzt, da er nichts zu sagen hatte.

Die Schwestern entschuldigten sich dafür, dass sie ihren Anteil an der Arbeit nicht erledigt hatten, und versprachen, das Mädchen mit zu den Festen zu nehmen, damit sie sich nicht mit dem ersten Jungen zufriedengeben musste, der durch ihr Fenster geflogen kam. Die jüngere Schwester sah die Weisheit in diesem Handel, und sie kehrten alle zusammen nach Hause zurück, und dort waren ihre Tage voller Arbeit, die leichter war, jetzt da sie sie aufteilten, und ihre Nächte waren voller Lachen und Feiern.«

»Und welche Lehre soll ich aus dieser Geschichte ziehen?«, fragte das Biest, als sie fertig war.

»Dass es bessere Dinge gibt als Prinzen.«

Jetzt stand Ayama, und das Biest kniete vor ihr, der große zottelige Kopf geneigt, und seine Hörner leuchteten. »Hast du keine Geschichten mehr für mich, kleine Botin?«

»Nur eine«, sagte Ayama, das gezackte Messer in der Hand.





»Die Geschichte eines Mädchens, das in den Wald gesandt wurde, um das schreckliche Monster zu töten.«

»Und hat sie es getan?«

»Du hast schreckliche Verbrechen begangen, Biest.«

»Habe ich das?«

»Sprich die Wahrheit.«

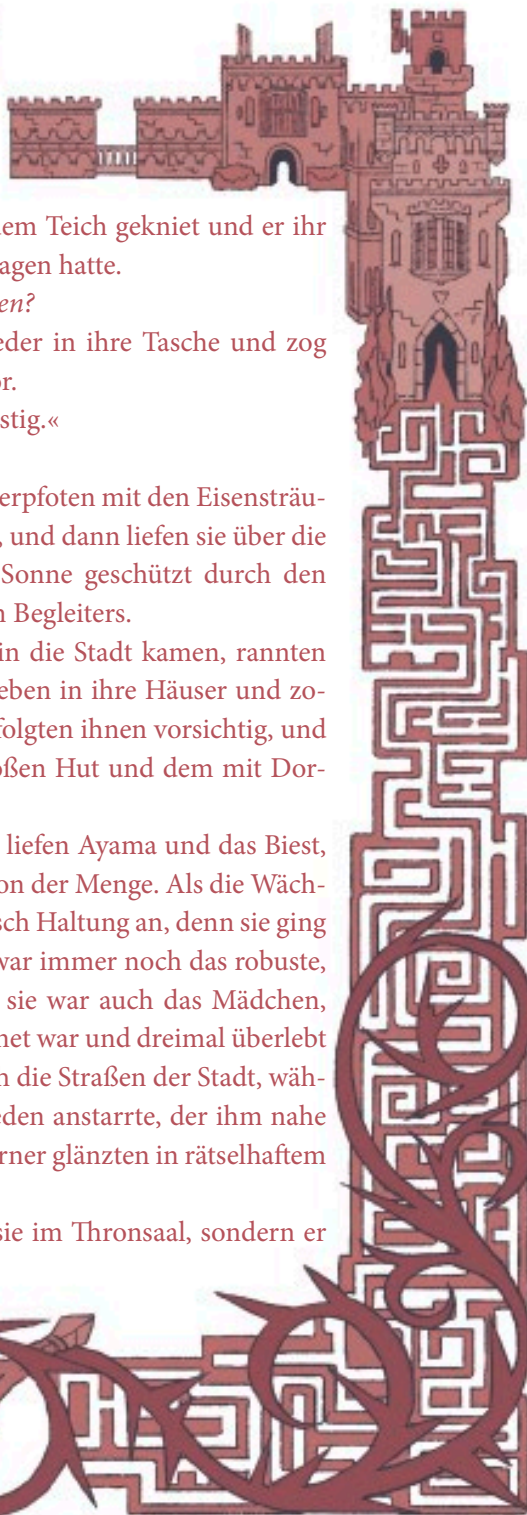
»Ich habe die Soldaten des Königs getötet, da sie mich töten wollten«, gab er zu. »Ich versuchte, mit ihnen vernünftig zu reden, doch Menschen hören die Worte eines Biestes nicht immer.«

Ayama wusste, wie es war, nicht gehört zu werden, und sie wusste auch, dass das Biest nicht log. Er mochte manchmal grausam sein, und er war ganz bestimmt gefährlich, doch er war ehrlich – genau wie der Dornenwald. Denn als Ayama nach ihren Abenteuern erwacht war, da waren es die Wunden von dem Dickicht gewesen, die ihr bewiesen, dass all die süßen Blumen und das Sternenlicht echt gewesen waren.

»Sie sagten mir, ich soll mit deinem Herzen wiederkehren«, sagte sie.

Das Biest blickte sie mit blutroten Augen an. »Dann solltest du das vielleicht tun.«

Ayama dachte an den König, der ein Monster eingesperrt hatte, wo er doch einen Sohn hätte großziehen können, einen König, der ein Monster für das Leid seines Volks verantwortlich gemacht hatte, und doch selbst nichts dazu tat, um es zu mildern. Sie dachte auch an die erste Frage, die das Biest



ihr gestellt hatte, als sie neben dem Teich gekniet und er ihr den Becher aus der Hand geschlagen hatte.

Möchtest du ein Monster werden?

Ayama schob das Messer wieder in ihre Tasche und zog den kleinen Kupferbecher hervor.

»Biest«, sagte sie, »ich bin durstig.«

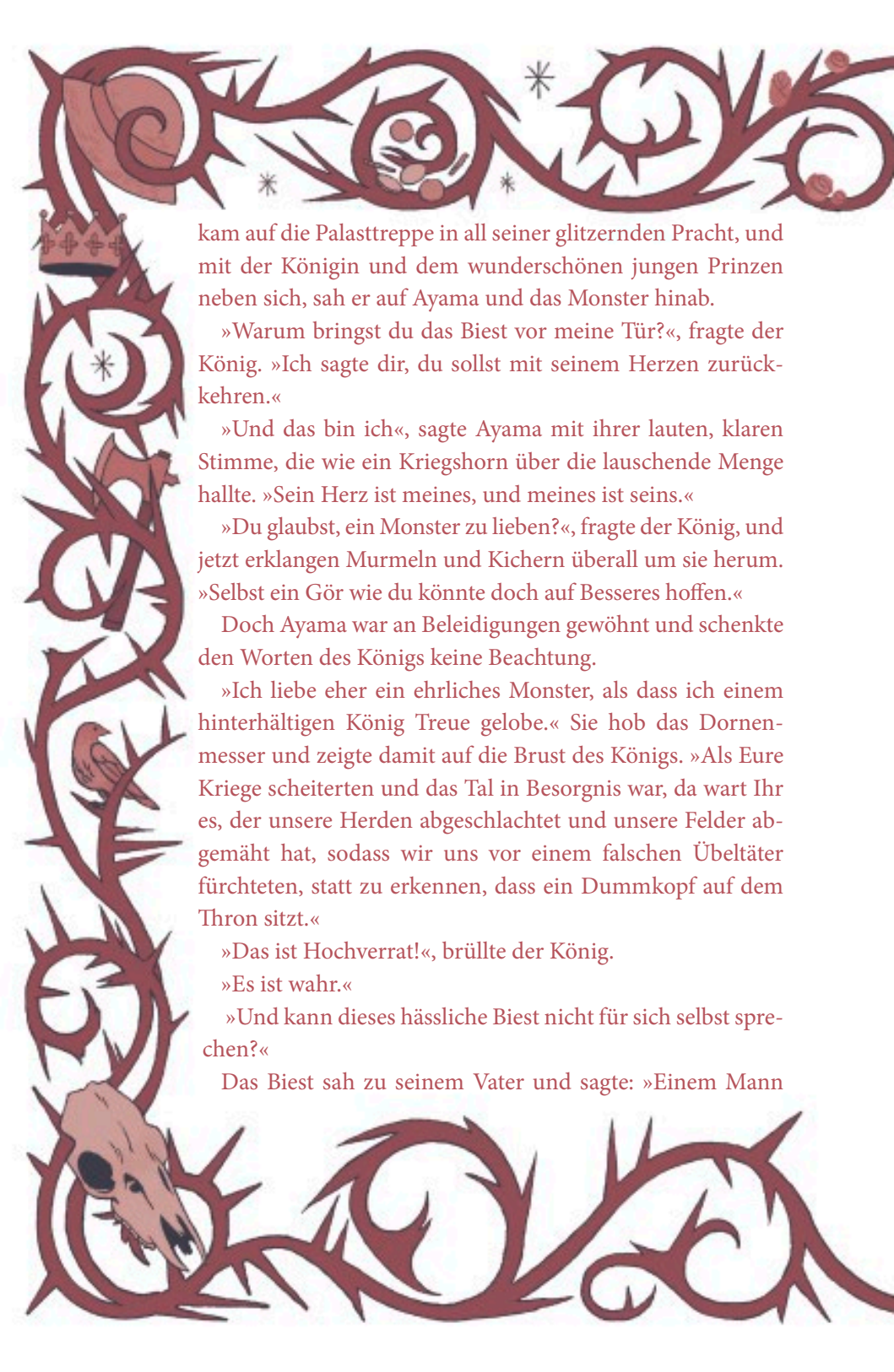
Das Biest ließ Ayama seine Vorderpfoten mit den Eisenstrüchern des Dornenwaldes fesseln, und dann liefen sie über die wilden Lande, Ayama vor der Sonne geschützt durch den Schatten ihres hoch aufragenden Begleiters.

Als sie das Tal betraten und in die Stadt kamen, rannten viele Leute von den Straßen, stieben in ihre Häuser und zogen die Läden zu. Doch andere folgten ihnen vorsichtig, und sie starrten Ayama mit dem großen Hut und dem mit Dornenranken gefesselten Biest an.

Den Hügel hinauf zum Palast liefen Ayama und das Biest, durch die großen Tore, gefolgt von der Menge. Als die Wächter Ayama sahen, nahmen sie rasch Haltung an, denn sie ging mit hoch erhobenem Kopf. Sie war immer noch das robuste, reizlose Küchenmädchen, doch sie war auch das Mädchen, das dreimal dem Monster begegnet war und dreimal überlebt hatte, und jetzt trieb es ihn durch die Straßen der Stadt, während er schnaubte und finster jeden anstarrte, der ihm nahe kam, und seine gewundenen Hörner glänzten in rätselhaftem Licht.

Der König wartete nicht auf sie im Thronsaal, sondern er





kam auf die Palasttreppe in all seiner glitzernden Pracht, und mit der Königin und dem wunderschönen jungen Prinzen neben sich, sah er auf Ayama und das Monster hinab.

»Warum bringst du das Biest vor meine Tür?«, fragte der König. »Ich sagte dir, du sollst mit seinem Herzen zurückkehren.«

»Und das bin ich«, sagte Ayama mit ihrer lauten, klaren Stimme, die wie ein Kriegshorn über die lauschende Menge hallte. »Sein Herz ist meines, und meines ist seins.«

»Du glaubst, ein Monster zu lieben?«, fragte der König, und jetzt erklangen Murmeln und Kichern überall um sie herum. »Selbst ein Gör wie du könnte doch auf Besseres hoffen.«

Doch Ayama war an Beleidigungen gewöhnt und schenkte den Worten des Königs keine Beachtung.

»Ich liebe eher ein ehrliches Monster, als dass ich einem hinterhältigen König Treue gelobe.« Sie hob das Dornenmesser und zeigte damit auf die Brust des Königs. »Als Eure Kriege scheiterten und das Tal in Besorgnis war, da wart Ihr es, der unsere Herden abgeschlachtet und unsere Felder abgemäht hat, sodass wir uns vor einem falschen Übeltäter fürchteten, statt zu erkennen, dass ein Dummkopf auf dem Thron sitzt.«

»Das ist Hochverrat!«, brüllte der König.

»Es ist wahr.«

»Und kann dieses hässliche Biest nicht für sich selbst sprechen?«

Das Biest sah zu seinem Vater und sagte: »Einem Mann



wie dir schulde ich keine Worte. Ich vertraue auf Ayama, meine Geschichte zu erzählen.«

»Diese Kreatur erschlug meine Soldaten«, tobte der König. »Er erbaute einen Turm aus ihren Knochen!«

»Das tat er«, sagte Ayama. »Denn Ihr schicktet sie, ihn zu töten, wo es doch Ihr wart, der Euren Sohn überhaupt aus dem Labyrinth befreite. Ihr ließet ihn frei, sodass Ihr den Helden spielen konntet und wir unsere Söhne und Brüder vergessen würden, die in Euren Kriegen starben, und die Steuern, die Euer Dach vergoldeten.«

»Erlaubt ihr es diesem Mädchen, solche Lügen zu erzählen?«, schrie der König, und obwohl seine Wache den Befehlen des Königs nicht gehorchen wollten, zogen sie ihre Dolche und stürzten sich auf Ayama.

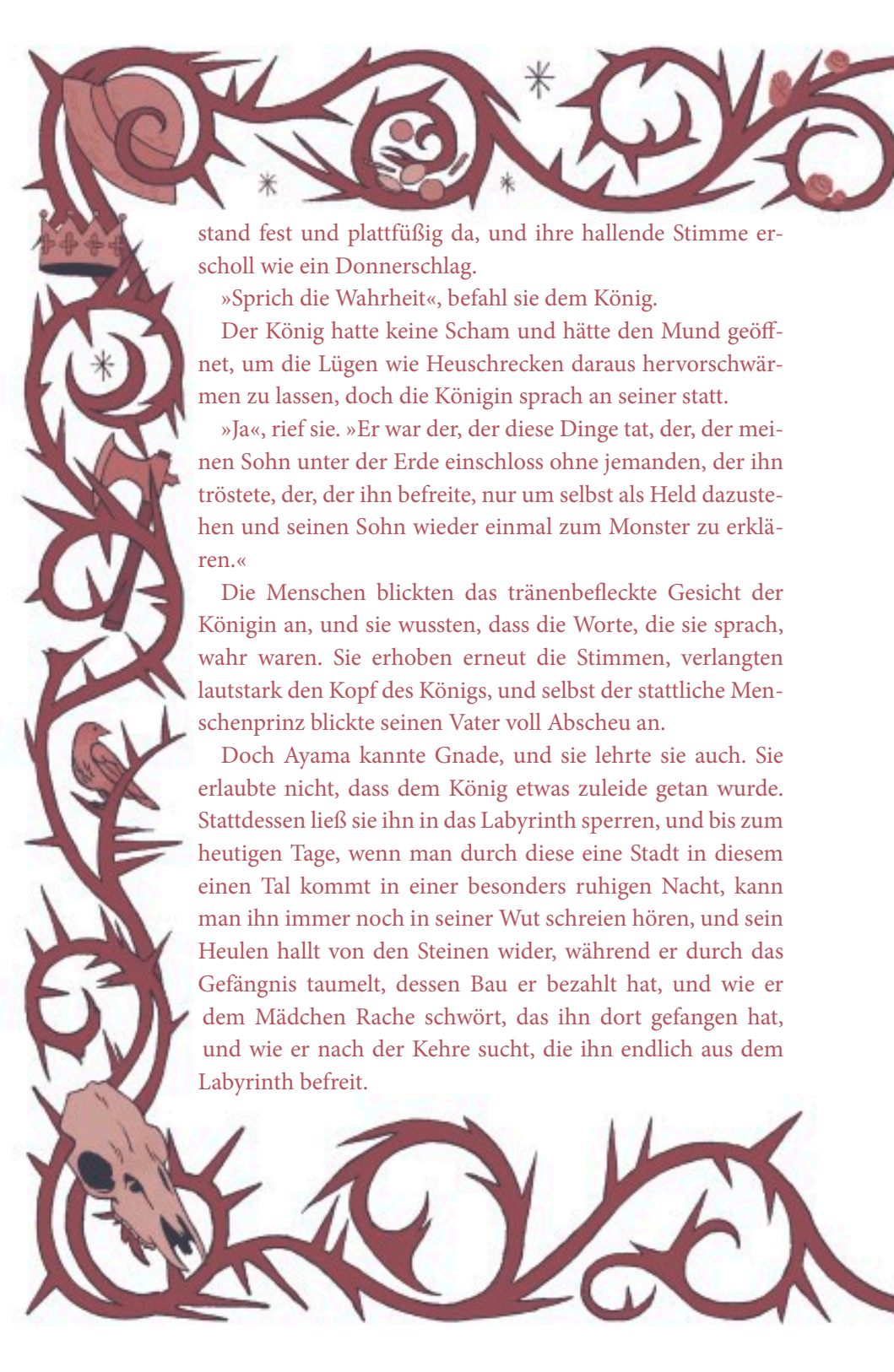
Doch egal, wie viele Hiebe die Soldaten auch führten, Ayama stand unverletzt dort.

Dann nahm sie den Hut vom Kopf, und all die Menschen sahen, dass sie kein Mädchen mehr war. Ihre Zunge war gespalten, ihre Augen glühten wie Opale, und in ihrem Haar wanden sich Schlangen aus Flammen, die in orangefarbenen und goldenen Bändern an der Luft züngelten. Sie war ein Monster, und keine Klinge konnte ihre Haut durchdringen.

Mit dem Dornenmesser durchschnitt sie die Zweige, die die Handgelenke des Biestes banden.

Die Dorfbewohner schrien und stampften mit den Füßen, und manche wandten sich voller Schrecken ab. Doch Ayama





stand fest und plattfüßig da, und ihre hallende Stimme erscholl wie ein Donnerschlag.

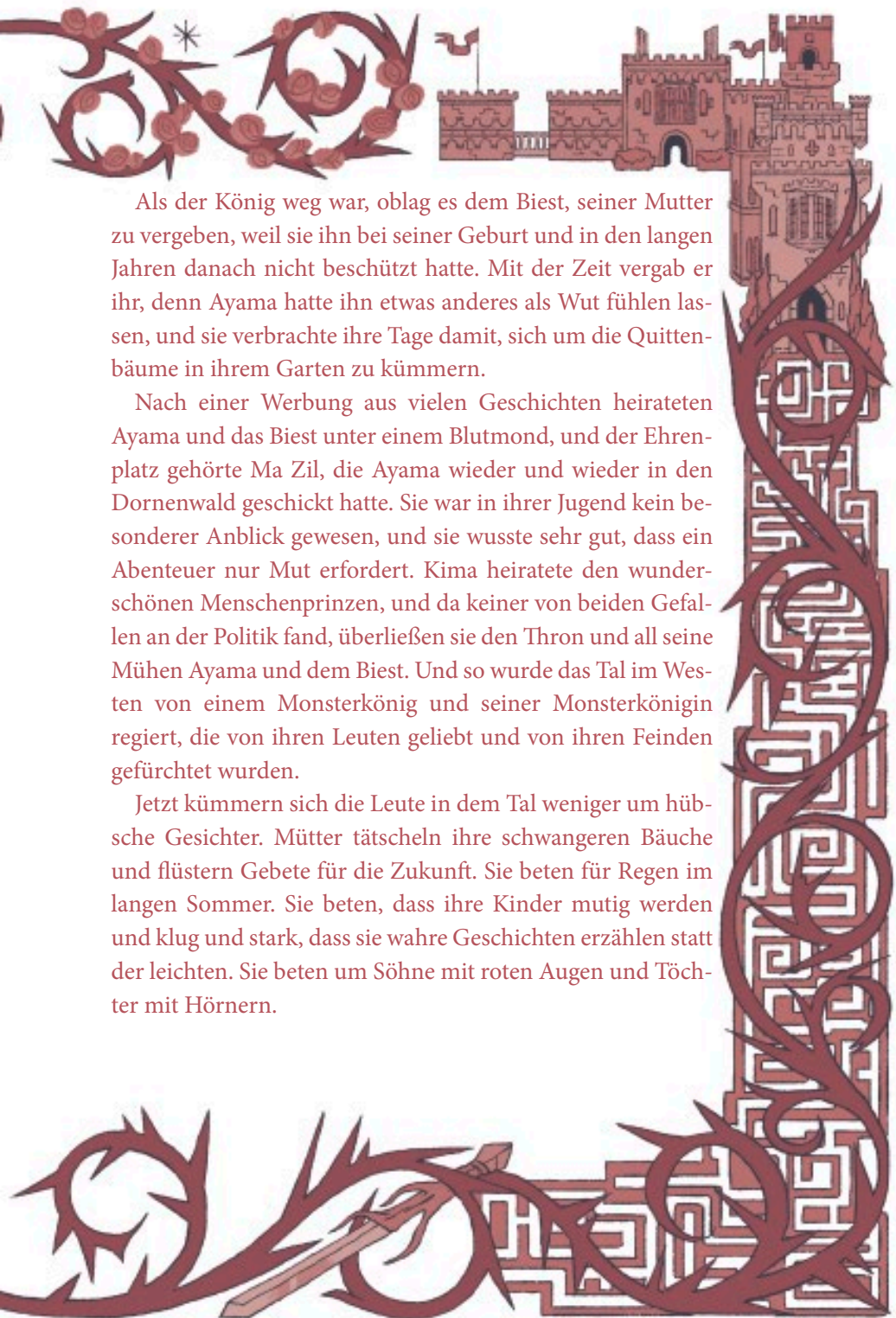
»Sprich die Wahrheit«, befahl sie dem König.

Der König hatte keine Scham und hätte den Mund geöffnet, um die Lügen wie Heuschrecken daraus hervorschwärmen zu lassen, doch die Königin sprach an seiner statt.

»Ja«, rief sie. »Er war der, der diese Dinge tat, der, der meinen Sohn unter der Erde einschloss ohne jemanden, der ihn tröstete, der, der ihn befreite, nur um selbst als Held dazustehen und seinen Sohn wieder einmal zum Monster zu erklären.«

Die Menschen blickten das tränenbefleckte Gesicht der Königin an, und sie wussten, dass die Worte, die sie sprach, wahr waren. Sie erhoben erneut die Stimmen, verlangten lautstark den Kopf des Königs, und selbst der stattliche Menschenprinz blickte seinen Vater voll Abscheu an.

Doch Ayama kannte Gnade, und sie lehrte sie auch. Sie erlaubte nicht, dass dem König etwas zuleide getan wurde. Stattdessen ließ sie ihn in das Labyrinth sperren, und bis zum heutigen Tage, wenn man durch diese eine Stadt in diesem einen Tal kommt in einer besonders ruhigen Nacht, kann man ihn immer noch in seiner Wut schreien hören, und sein Heulen hallt von den Steinen wider, während er durch das Gefängnis taumelt, dessen Bau er bezahlt hat, und wie er dem Mädchen Rache schwört, das ihn dort gefangen hat, und wie er nach der Kehre sucht, die ihn endlich aus dem Labyrinth befreit.



Als der König weg war, oblag es dem Biest, seiner Mutter zu vergeben, weil sie ihn bei seiner Geburt und in den langen Jahren danach nicht beschützt hatte. Mit der Zeit vergab er ihr, denn Ayama hatte ihn etwas anderes als Wut fühlen lassen, und sie verbrachte ihre Tage damit, sich um die Quittenbäume in ihrem Garten zu kümmern.

Nach einer Werbung aus vielen Geschichten heirateten Ayama und das Biest unter einem Blutmond, und der Ehrenplatz gehörte Ma Zil, die Ayama wieder und wieder in den Dornenwald geschickt hatte. Sie war in ihrer Jugend kein besonderer Anblick gewesen, und sie wusste sehr gut, dass ein Abenteuer nur Mut erfordert. Kima heiratete den wunderschönen Menschenprinzen, und da keiner von beiden Gefallen an der Politik fand, überließen sie den Thron und all seine Mühen Ayama und dem Biest. Und so wurde das Tal im Westen von einem Monsterkönig und seiner Monsterkönigin regiert, die von ihren Leuten geliebt und von ihren Feinden gefürchtet wurden.

Jetzt kümmern sich die Leute in dem Tal weniger um hübsche Gesichter. Mütter tätscheln ihre schwangeren Bäuche und flüstern Gebete für die Zukunft. Sie beten für Regen im langen Sommer. Sie beten, dass ihre Kinder mutig werden und klug und stark, dass sie wahre Geschichten erzählen statt der leichten. Sie beten um Söhne mit roten Augen und Töchtern mit Hörnern.



